

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die berühmten Abenteuer von Münchhausen und Don Quijote

Bürger, Gottfried August

Baden-Baden, 1954

[urn:nbn:de:bsz:31-184146](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-184146)



DIE
BERÜHMTESTEN
ABENTEUER

VON
MÜNCHHAUSEN
UND
DON QUIJOTE



80,

DIE BERÜHMTEN
ABENTEUER

von

MÜNCHHAUSEN

und

DON QUIJOTE



HERAUSGEGEBEN VON DER BILD-AUSGABE DER

EILEBRECHT

CIGARETTEN- U. RAUCHTABAKFABRIKEN A.-G., BADEN-BADEN

ak

7217 777 R

Das Copyright an den vorliegenden Bearbeitungen der Werke „Wunderbare Reisen und Abenteuer Münchhausen's zu Wasser und zu Lande“ von Gottfried August Bürger (mit Illustrationen von P. Nestler und W. Urchs) und „Don Quijote, Leben und Abenteuer des sinnreichen Ritters von la Mancha“ von Miguel de Cervantes Saave'dra (mit Illustrationen von P. Nestler) liegt beim Kunstverlag Agathon München Heinz Gollong & Co., München 22.

Verlagserscheinungen Nr. T 0889 (Münchhausen) und T 0935 (Don Quijote).

Druck : Mandruck München



Ich trat meine Reise nach Rußland mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege besser machen würden. Ich reiste zu Pferde und war nur leicht bekleidet, was ich übel empfand, je weiter ich gegen Nordost hin kam. — Man kann sich denken, wie bei solchem Wetter einem armen alten Manne zumute sein mußte, der in Polen auf einem öden Anger hilflos und schauernd hockte. Ob mir gleich selbst das Herz im Leibe fror, warf ich doch meinen Mantel über ihn her. Plötzlich erscholl eine Stimme vom Himmel, die dieses Liebeswerk ganz ausnehmend herausstrich und rief: „Das ist brav von dir, mein Sohn, das soll dir nicht unvergolten bleiben!“



Ich ritt wohlgenut weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. In der unendlich dünkenden Schneewüste war nirgends ein Ort zu sehen, noch waren menschliche Laute zu vernehmen. Nur das Heulen wütender, hungriger Wölfe drang von fern her. Ich selber aber wußte weder Weg noch Steg. Vom langen Reiten übermüdet stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art spitzen Baumstaken, der aus dem Schnee herausragte. Ich selber legte mich ein paar Schritte davon entfernt getrost in den Schnee nieder, legte zur Sicherheit meine Pistolen neben mich hin und verfiel alsbald in ein gesundes Schläfchen, so daß mir die Augen erst wieder aufgingen, als es schon heller, lichter Tag war.



Wie groß war mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten auf einem Dorffriedhofe lag. Dieses Dorf war nämlich über Nacht gänzlich zugeschneit gewesen. Doch plötzlich hatte sich das Wetter, während ich schlief, verändert, der Schnee war fortgetaut, und so war ich im Schlafe nach und nach, sanft wie in einer Wiege, herabgesunken und hatte mich unversehens auf saftigem Grase gebettet. Die Morgensonne blendete mich, aber ich bemerkte in der Nähe einige Häuschen von gefälliger Art und faßte die Hoffnung, dort ein angemessenes Frühstück zu finden. Da fiel mir mein Pferd ein, das anfänglich nirgends zu sehen war. Doch hörte ich bald darauf irgendwo über mir wiehern.



Ich sprang empor und als ich nach oben schaute, um mein Pferd zu suchen, wurde ich gewahr, daß es an die Spitze des Kirchturms gebunden war und von dort zappelnd herunterhing. Was ich gestern nacht in der Dunkelheit für den Stumpf eines Baumes gehalten hatte, um mein Roß daran zu befestigen, war in Wirklichkeit der Wetterhahn dieses Kirchturmes gewesen. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Ohne mich lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen und schoß nach dem Halfter. Das Pferd sprang zu Boden, kam glücklich auf die Füße und war froh, wieder bei seinem Herrn zu sein, so daß ich alsbald meine Reise fortsetzen konnte.



Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es nicht eben Mode war, des Winters zu Pferde zu reiten. Wie es nun immer mein Grundsatz ist, mich nach den ländlichen Sitten zu richten, so mietete ich mir auch dort einen kleinen Rennschlitten für ein einzelnes Pferd und fuhr auf diese bequeme Art auf St. Petersburg los. Ich weiß nicht mehr genau, ob es in Esthland oder in Ingermanland war, als ich mitten in einem einsamen, fürchterlichen Walde einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhüngers hinter mir hersetzen bemerkte. Er holte mich natürlich bald ein, und es schien schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen.



Klugerweise legte ich mich ganz platt in den Schlitten nieder und beschloß, mein braves Pferd zu unserm beiderseitigen Besten vollkommen allein handeln zu lassen. Was ich zwar vermutet, aber kaum zu hoffen gewagt hatte, das geschah gleich nachher. Der gierige Wolf kümmerte sich nicht im mindesten um meine Person, sondern sprang mit einem gewaltigen Satze über mich hinweg, fiel mit aufgesperremten Rachen über das Pferd her und riß auf einen Biß das gesamte Hinterteil des armen Tieres ab, welches vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief, während ich mich noch tiefer auf den Boden des Schlittens duckte. Dergestalt rasten wir weiter durch den düsteren Forst.



Wie ich nun auf diese Art so unbemerkt und gut davongekommen war, erhob ich ganz verstohlen meinen Kopf und sah, daß der Wolf sich über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum aber hatte er sich völlig hineingezwängt, nahm ich die Gelegenheit wahr und fuhr ihm tüchtig mit meiner Peitsche über das Fell. Solch ein unerwarteter Überfall in seinem neuen Futteral verursachte ihm einen beträchtlichen Schrecken. Er strebte mit aller Kraft vorwärts, der Kadaver des Pferdes fiel zu Boden und an seiner Stelle steckte mein Wolf im Geschirr. Ich hieb noch mehr zu und so fuhren wir in vollem Galopp in St. Petersburg ein, zum achtungsvollen Erstaunen aller Zuschauer.



In St. Petersburg kam ich in trinkfrohe Gesellschaft. Ein alter General, der seit einem Gefechte mit den Türken den oberen Teil seines Schädels vermißte, behielt an der Tafel stets seinen Hut auf. Er trank ungeheure Mengen Branntwein, ohne jemals einen Rausch zu haben; nur hob er von Zeit zu Zeit seinen Hut ein wenig auf, unter dem ich eine silberne Platte befestigt beobachtete. Diese diente ihm statt der Schädeldecke, und jedesmal, wenn er sie anhob, entwich der Dunst der alkoholischen Getränke. Ich bewies meinen Freunden diesen Umstand, indem ich hinter dem General meine Pfeife anzündete, als er einmal seinen Hut nieder setzte. Die Wolkensäule über dem Haupte des Helden verwandelte sich plötzlich in eine prächtige Feuersäule.



Eines Morgens sah ich durch das Fenster, daß ein naher Teich mit wilden Enten übersät war. Flugs nahm ich mein Gewehr und sprang die Treppe hinab. Ich legte an, wurde aber zu meinem großen Verdrusse gewahr, daß in der Eile der Stein vom Flintenhahn abgesprungen war. Was sollte ich nun tun? Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicherweise kam mir rasch ein ausgezeichneter Einfall. Ich riß die Pfanne auf und schlug mit aller Wucht die geballte Faust gegen eines meiner Augen. Von dem derben Schläge flogen sofort genügend Funken heraus, der Schuß ging los und ich traf damit fünf Paar Enten, vier Rothäse und ein Paar Wasserhühner, dank meiner Geistesgegenwärtigkeit.



Einst kam ich auf der Jagd an einen See, auf dem viele Dutzend Enten zu weit voneinander zerstreut umherschwammen, als daß ich mehr als eine einzige mit einem Schuß hätte erlegen können, und dieser war zumal der letzte in meiner Flinte. Da ich aber für ein Gastmahl am Abend gern alle Enten gehabt hätte, befestigte ich ein Stückchen Speck aus meiner Jagdtasche an einer langen Hundeleine, verbarg mich im Schilf, warf den Köder aus und sah, wie die nächste Ente ihn verschlang. Der glatte Brocken am Faden kam gar bald unverdaut hinten wieder heraus, die folgende Ente schnappte nach ihm, und so immer weiter, bis sie alle wie Perlen an der Schnur saßen. Ich zog sie rasch ans Land, schlang mir die Beute um Schulter und Leib und wollte heimgehen.



Da es zu meinem Hause noch ein weiter Weg war und mir die Last von einer so großen Menge Enten bald recht beschwerlich fiel, so wollte es mir fast leid tun, ihrer doch allzuvielen gefangen zu haben. Doch kam mir da ein seltsamer Umstand zustatten, der mich anfangs in nicht geringe Verlegenheit versetzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig und fingen, als sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatten, an, gar mächtig mit den Flügeln zu schlagen, um sich aus der unerwarteten Gefangenschaft zu befreien. Sie erhoben sich bald mit mir in die Luft. Ich meisterte aber die Lage und steuerte sie mit meinen Rockschoßen meiner Behausung zu.

Gleichwohl war bald guter Rat teuer, denn ich durfte ja nicht in aller Ewigkeit in den Lüften bleiben oder darauf warten, daß meine Enten ermüden würden. Sie flatterten lustig und schienen soweit ganz zufrieden mit ihrem Los, während mich der kühle Wind lieblich umfächelte. Ich kam meiner Wohnung immer näher und überlegte, was ich anstellen konnte, um mich ohne Schaden hinunter zu lassen. Schließlich fiel mir ein, den Enten der Reihe nach den Kopf einzudrücken. Je weniger mich trugen, um so näher kam ich der Erde, und ich verstand es so einzurichten, daß ich genau auf den Schornstein meines Hauses und durch ihn mitten auf den Küchenherd gelangte, auf dem zum Glück noch kein Feuer angezündet war.



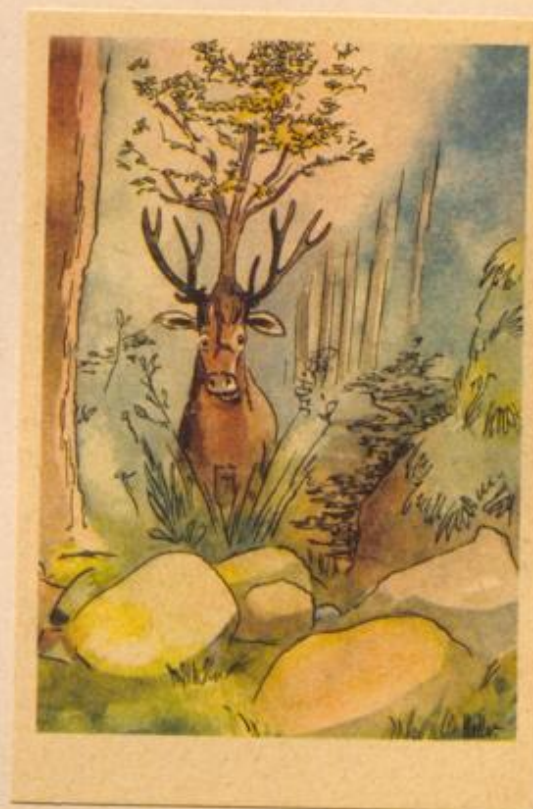
Einmal sah ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben. Ich schoß, aber meine Kugel schien gefehlt zu haben, denn der Frischling vorn lief ganz allein weg, während die Bache plötzlich stehenblieb, als sei sie an den Boden festgenagelt. Als ich näher kam, fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, von dem sie in kindlicher Liebe geleitet worden war. Meine Kugel war zwischen beiden hindurchgefahren und hatte diesen Leitzaum zerrissen. Da die Bache den Zug nicht mehr hatte spüren können, war sie einfach stehengeblieben und ich konnte sie mit dem Rest des Schwänzchens nach Hause führen.



Ein anderes Mal traf ich einen gefährlichen Keiler an, ohne darauf gefaßt zu sein. Mit genauer Not konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wütende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir tat. Daher fuhren die Hauer dergestalt in den Baumstamm hinein, daß der Keiler nicht imstande war, sie sogleich wieder herauszuziehen, um den Hieb zu wiederholen. Flugs nahm ich einen Stein und hämmerte die Enden der Hauer so um, daß an ein Loskommen nie und nimmermehr zu denken war. Ich holte vom nächsten Dorfe einen Karren und Stricke herbei und konnte den Keiler lebendig und wohlbehalten nach Hause schaffen, der seinen unbedachten Zorn bitter verwünschte.



Den stattlichsten Hirsch der Welt traf ich gerade, als ich all mein Blei verschossen hatte. Augenblicklich lud ich meine Flinte, indem ich über das Pulver Kirschkerne legte, von denen ich, so hurtig es ging, das Fleisch abgezogen hatte. Dann gab ich ihm die volle Ladung mitten zwischen das Geweih. Der Hirsch taumelte, machte sich aber davon. Zwei Jahre danach jagte ich in demselben Walde und begegnete wieder dem stattlichen Hirsche, der zwischen dem Geweih einen mehr als zehn Fuß hoch ausgewachsenen Kirschbaum trug. Mit einem Schusse streckte ich ihn nieder und erhielt dadurch Braten und Kirschtunke zugleich, denn der Baum, der von meinen damaligen Kirschkernen aufgegangen war, hing reichlich voller Früchte.



Mir waren einmal Tageslicht und Pulver in einem russischen Walde ausgegangen. Als ich fürbaß nach Hause schritt, fuhr mir auf einmal ein ganz entsetzlicher Bär, bereit, mich zu verschlingen, auf den Leib. Umsonst durchsuchte ich in der Hast alle meine Taschen nach Pulver und Blei. Nichts fand ich als zwei winzige Flintensteine, wie man sie für den Notfall mitzunehmen pflegt. Davon warf ich einen mit aller Macht in den offenen Rachen des Ungeheuers, tief in seinen gräßlichen Schlund hinab, durch die langen Reißzähne hindurch, deren Spitzen ich fast meine Kehle schon durchbohren fühlte. Dennoch bewahrte ich meine bekannte Kaltblütigkeit.



Weil dem Bären der Flintenstein nicht allzu wohl schmecken mochte, so machte er linksum und ich konnte nun den zweiten Stein in seine Hinterpfote hinein schleudern. Wunderbar und herrlich ging alles vonstatten. Der Stein fuhr nicht nur hinein, sondern im Innern des Bären mit dem andern Feuerstein dergestalt zusammen, daß es Feuer gab und den Bären mit einem gewaltigen Knalle auseinandersprenge. Der Kopf des Untieres flog nach oben, die Tatzen zu den Seiten, und nun hatte er ganz andere Gedanken, als mich zu zerreißten. Ob ich auch gleich diesmal mit heiler Haut davonkam, so mochte ich das Stücklein doch eben nicht noch einmal durchmachen.



Ein ähnliches Ereignis war es, als mir einmal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe rückte, daß mir nichts weiter übrigblieb, als ihm meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer tiefer und tiefer, bis an die Schulter hinan. Was aber nun? Man denke nur: ich Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! Wir äugelten uns nicht gar lieblich an. Hätte ich jetzt meinen Arm zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wütender zu Leibe gesprungen! Kurz, ich packte den Wolf beim Eingeweide, kehrte sein Inneres nach außen wie einen Handschuh um, schleuderte ihn zu Boden und ließ ihn dort einfach liegen.



Da es einige Zeit dauerte, ehe ich bei der Armee angestellt wurde, so hatte ich etliche Monate lang vollkommene Freiheit, meine Zeit wie auch mein Geld auf die adeligste Art von der Welt zu verjubeln. Ich besuchte ein glänzendes Fest nach dem andern, zu denen ich als ein Herr vornehmen Standes nur in einer Karosse fahren durfte, aber ich folgte auch oft Einladungen in stilleren Stadtteilen, in denen es nicht geraten war, prunkvoll daherzukommen. So geriet ich auch einst in ein enges Gäßchen, wo ich von einem tollen Hunde angefallen wurde. Ich rannte davon, und um schneller laufen zu können, warf ich meinen Überrock ab und rettete mich in ein Haus.



Ich war immer schon wegen der Vortrefflichkeit meiner Pferde, Hunde und Gewehre berühmt, als auch wegen der besonderen Art, dies alles zu handhaben. Nun will ich mich zwar nicht auf eine lange Schilderung meiner Ställe und Zwinger und Waffenkammern einlassen, aber zwei von meinen Hunden darf ich nicht vergessen, die sich in meinen Diensten ganz besonders auszeichneten. Der eine war ein Hühnerhund, so unermüdlich und aufmerksam, daß jeder mich um ihn beneidete. Tag und Nacht konnte ich ihn gebrauchen, denn wurde es Nacht, so konnte ich dem gescheiterten Tiere eine Laterne an den Schwanz hängen und so gut wie am hellen Tage mit ihm jagen.



Meinen Überrock ließ ich später durch einen meiner Diener holen, ihn säubern und zu den andern Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf wurde ich durch des Dieners Geschrei in einen beträchtlichen Schrecken versetzt. „Herr Baron, Herr Baron! Hilfe! Hilfe! Der Überrock ist toll geworden!“ rief Johannes mit verzweifelter Stimme. Ich sprang rasch zu ihm hinaus und fand alle meine Gewänder umhergezerrt und zu Stücken zerrissen. Der Diener hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Überrock toll war. Ich kam gerade noch selbst hinzu, wie er, der von dem Hunde angesteckt worden war, über ein neues Galakleid herstürzte, um es unbarmherzig zu zerzausen.



Der andere Hund machte es mir möglich, eines der merkwürdigsten Rätsel zu lösen. Ich jagte nämlich tagelang hinter einem Hasen her, ohne ihn schießen zu können. Ich habe nie an Hexerei geglaubt, allein, hier war ich mit meinen fünf Sinnen doch am Ende. Endlich gelang es mir aber, den Hasen zu erlegen, weil mein Hund ihn mir gut zugetrieben hatte. Was fand ich nun? Vier Läufe hatte der Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken! War das eine Paar müde, so warf er sich herum und lief mit frischer Kraft auf den andern Läufen weiter. Ich habe nie mehr einen solchen Hasen gesehen und hätte auch diesen nicht ohne meinen tüchtigen Hund bekommen.



Hier ritt ich nun verschiedene Male, bald Schritt, bald Trab, bald Galopp, herum, setzte endlich sogar auf den Teetisch und machte auf ihm im kleinen überaus artig die ganze Hohe Schule durch. Mein Rößchen folgte so bewundernswürdig geschickt, daß es nichts von dem kostbaren Geschirr zerbrach. Dies setzte mich bei den Damen und dem Herrn Grafen so hoch in Gunst, daß er mich mit gewohnter Höflichkeit bat, das junge Pferd zum Geschenk von ihm anzunehmen und auf selbigem im Feldzuge gegen die Türken auf Sieg und Eroberung auszureiten. Ein angenehmeres Präsent hätte mir nicht leicht gemacht werden können, denn das Pferd war eines der besten, die ich je gesehen.



Durch einen Zufall fand ich ein erstklassiges litauisches Pferd, das nicht mit Gelde zu bezahlen war. Ich war einst zu Gaste auf dem prächtigen Landsitze des Grafen Prsczobofszkiy und blieb bei den Damen zum Tee, indessen die Herren hinunter in den Hof gingen, um ein junges Pferd zu besichtigen, das soeben aus dem Gestüt angelangt war. Plötzlich hörten wir einen Notschrei. Ich eilte hinaus und fand das Pferd so wild und unbändig, daß niemand sich getraute, sich ihm zu nähern. Ich aber saß mit einem Sprunge auf seinem Rücken und brachte es durch Anwendung meiner Reitkünste zu Ruhe und Gehorsam. Um dies auch den Damen zu zeigen, zwang ich das Pferd, durch eines der offenen Fenster des Teezimmers zu springen.



Ich hatte eine Schwadron Husaren unter meinem Kommando. Als wir die Türken durch Oczakow hindurch trieben, ging es heiß her. Wir zerstreuten den Feind völlig und jagten ihn durch seine eigene Festung hindurch, vorne hinein und hinten wieder hinaus. Mein Litauer war so geschwind, daß ich beim Nachsetzen einer der Vordersten war. Als ich dicht hinter dem Gegner in die Stadt eindrang, ließ der Wächter aus Versehen plötzlich das Schutzgatter fallen, wodurch das Hinterteil meines Pferdes rein abgeschlagen wurde. Dann wanderte es allein nach einer nahen Weide, wo ich es später wieder fand, lustig dort umherspringend, während die vordere Hälfte mich siegreich durch die Schlacht getragen hatte.



Da ich somit unwiderlegbare Beweise besaß, daß in beiden Hälften meines Litauers Leben sei, ließ ich sogleich unseren Kurschmied rufen. Dieser heftete, ohne sich lange zu besinnen, beide Teile mit jungen Lorbeersprößlingen, die gerade zur Hand waren, zusammen. Dank des Geschicks dieses ausgezeichneten Mannes und dank der kräftigen Natur meines Pferdes heilte die Wunde glücklich und schnell zu und es begab sich etwas, das nur einem so ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Die Sprossen nämlich schlugen Wurzeln in seinem Leibe, wuchsen schön empor und wölbten eine Laube über mir, so daß ich nachher manch' ehrlichen Ritt im Schatten meiner wie auch meines Rosses Lorbeeren tun konnte.



Einem Manne wie mir, der ein Roß, wie mein Litauer es war, zu reiten vermochte, ist auch noch ein anderes Reiterstückchen zuzutrauen, so fabelhaft es auch erscheinen möchte. Wir belagerten eine sehr große und für den Fortgang des Krieges äußerst wichtige Stadt, und dem russischen Feldmarschall war auffallend viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen wohl in der Festung stehen mochten. Es schien ungemein schwer, ja, fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen. Vor Mut und Eifer ein wenig allzu rasch entschlossen, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert wurde, und sprang im Hui auf die Kugel, um mich von ihr in die Festung hineinragen zu lassen.



Als ich halbwegs auf der Kanonenkugel durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Das Hineinkommen war nun wohl nicht mehr schwer, aber wie sollte ich nachher wieder zurückgelangen? Und wie konnte es mir inzwischen in der Festung ergehen? Man konnte mich leicht als Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Ende meiner glänzenden Laufbahn war aber durchaus nicht nach meinem Geschmack. Nach diesen Betrachtungen entschloß ich mich kurz und nahm die gute Gelegenheit wahr, als eine Kugel aus der Festung nicht weit von mir vorüber nach unserm Lager flog. Ich sprang von der meinigen auf jene hinüber und kehrte, zwar unverrichteter Dinge, jedoch wohlbehalten zu den Unsrigen zurück.



Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging es mir in dem Kriege gegen die Türken doch nicht immer nach Wunsch. Ich erfuhr sogar das Mißgeschick, einmal von einer feindlichen Übermacht übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch schlimmer war, aber doch bei den Türken üblich ist: ich wurde als Sklave verkauft. In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, sie daselbst den ganzen Tag hüten, und gegen Abend für ihre Rückkehr in die Stöcke sorgen.



So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich je ab, überall den geradesten Weg entlang zu reiten. Einst wollte ich über einen Morast hinwegsetzen, der mir anfänglich nicht gar so breit vorkam, wie ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Doch sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom Ufer bis in den Hals in den Sumpf. Hier hätte ich umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meiner eigenen Arme mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, das ich fest zwischen die Knie schloß, wieder herausgezogen hätte.



Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nichts anderes Waffenähnliches in den Händen hatte als die silberne Axt, die das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit zu verscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich damit in Freiheit. Allein, durch den allzu starken Schwung meines Armes flog die Axt unaufhörlich in die Höhe, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederbekommen? Mit welcher Leiter konnte ich sie auf die Erde herunterholen?



Doch langte ich glücklich oben an. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle andern Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling. Nun wollte ich wieder auf des Sultans Weide zurückkehren, aber — ach! — die Bohne war so rasch ausgetrocknet, wie sie gewachsen war, und ich konnte schlechterdings nicht wieder an ihr hinabsteigen. Ich flocht mir daher einen neuen Strick von dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer fertig bekam. Diesen befestigte ich so dann an demselben Horn des Mondes, an dem ich angekommen war, und ließ mich daran hinunter.



Da erinnerte ich mich, daß die türkischen Bohnen nahezu pfeilgeschwind zu ganz erstaunlichen Höhen emporwachsen. Im Augenblick pflanzte ich eine solche Bohne, die auch wirklich ihrem Rufe nachkam und größer und größer wurde, fast schneller, als ich ihr mit den Blicken folgen konnte. Doch vermochte ich noch zu erkennen, wie ihre Spitze sich einem von des Mondes Hörnern näherte, um sich dort von selbst festzuranken. Nun beschloß ich, an dem Bohnengewächs hinaufzuklettern. Mit der an mir bekannten Schnelligkeit schaffte ich es mühelos, wengleich es unterwegs auch ziemlich kühl wurde und mein Hut mehrere Male ganz bedrohlich unter dem Himmelswinde schwankte.



Mit der rechten Hand hielt ich mich fest und in der linken bewahrte ich meine Axt. Sowie ich eine Strecke hinuntergeglitten war, hieb ich jedesmal das nun überflüssige Stück über mir ab und knüpfte es unten wieder an. Dadurch kam ich ziemlich weit. Das wiederholte Abhauen und Anknöten machte meinen Strick freilich nicht besser. Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als das Seil auf einmal zerriß und ich mit einer derartigen Heftigkeit hinab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich bald ganz betäubt war. Durch das Gewicht meines von einer solchen Höhe herabsausenden Körpers bohrte ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in den Boden hinein.



Durch diese Erfahrung klüger gemacht, fing ich's nun besser an, die Bären, die so gern meinen Bienen und den Honigstöcken nachstiegen, loszuwerden. Ich bestrich einfach die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig und legte mich in den Hinterhalt. Ein ungeheurer Bär, durch den Honigduft herbeigelockt, trottete heran und fing an der Spitze so gierig zu lecken an, daß er sich die ganze Stange durch Schlund und Wanst hindurch und hinten wieder hinaus leckte. Als er nun so artig auf der Deichsel klebte, steckte ich vorn durch das Loch einen langen Pflock und verwehrte damit dem Nascher den Rückzug. Der Großsultan, der von ungefähr vorbeispazierte, wollte sich über den Einfall fast totlachen.



Als die Russen mit den Türken Frieden geschlossen hatten, erhielt auch ich meine Freiheit wieder und nahm Abschied von St. Petersburg. Damals herrschte ein ungewöhnlich strenger Winter, als ich mit der Post abreiste. In einem engen Hohlweg erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir nicht gegen ein entgegenkommendes Fuhrwerk stoßen möchten. Der Mann blies aus Leibeskräften, aber nicht ein einziger Ton kam heraus. Das war ein Unglück, denn schon war eine andere Kutsche in den Hohlweg gefahren, an der wir nicht vorbeikommen konnten. Kurzerhand sprang ich vom Wagen, spannte die Pferde aus, nahm das Gefährt nebst allem Gepäck auf die Schultern und sprang neun Fuß hoch über die Hecke auf das Feld.



Zum Glück war der Boden bei dem strengen Frost nicht noch mit Schnee bedeckt, so daß ich bei meinem Sprunge mit der gewaltigen Last einer voll bepackten Postkutsche doch gut Fuß fassen konnte. Der Hohlweg war so eng und zudem befanden sich an seinen Seiten Dornenhecken, daß selbst die Gäule sich nicht an dem fremden Fuhrwerk vorbeizwängen konnten. So schwang ich mich denn wieder zurück, nahm unter jeden Arm ein Pferd und holte sie auf die gleiche Art über die Hecke, ließ wieder anspannen und den Postillon zur nächsten Herberge fahren, wo wir alsbald gut anlangten, zur Zufriedenheit aller Mitreisenden, die für meine besonnene Tat allzuviel lobende Worte fanden.



In der Herberge erholten wir alle uns wieder von unserem Abenteuer. Der Postillon hängt sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich ließ mich ihm gegenüber nieder, um wacker den Speisen und dem Rotspon zuzusprechen. Auf einmal ertönte es: „Tereng! Tereng! Teng! Teng!“ Wir machten große Augen und merkten auf einmal die Ursache, warum der Postillon vorhin sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren bei dieser russischen Kälte sogleich in dem Horne festgefroren und kamen nun, sowie sie nach und nach auftauten, hell und klar zur nicht geringen Ehre des Fuhrmannes heraus. Die gute Haut unterhielt uns nun lange mit den schönsten Melodien, ohne den Mund an das Horn zu bringen, und mit dem Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ endigte diese Begebenheit.

Die nächste Reise war zur See nach Ceylon. Unterwegs entstand, gerade als wir bei einer Insel vor Anker lagen, ein Sturm, der mit großer Heftigkeit alle, selbst mehrere hundert Zentner schwere Bäume samt den Wurzeln aus der Erde riß und wenigstens fünf Meilen hoch in die Lüfte schleuderte. Als der Orkan sich legte, fiel indes jeder Baum an seine frühere Stelle zurück und schlug gleich wieder Wurzeln, bis auf einen, auf dem gerade ein Ehepaar saß und Gurken pflückte, die in dieser Gegend auf Bäumen wachsen. Durch die beiden Menschen aus dem Gleichgewicht gebracht, wich der Baum von seiner Richtung ab und fiel in horizontaler Lage nieder, genau in den Garten des bösen Kaziken, der dabei zur Freude aller Eingeborenen erschlagen wurde.



Bald nach meiner Ankunft auf Ceylon ging ich auf die Jagd, wurde aber unter der Hitze müde und ruhte mich ein wenig am Ufer eines reißenden Stromes aus, als ich ein unbekanntes Geräusch hörte. Ich drehte mich um und wurde fast versteinert, denn ein ungeheurer Löwe kam gerade auf mich zu. Meine Flinte war aber nur mit Hasenschrot geladen. Da versuchte ich, zu entfliehen, was ja unmöglich war. Ich kehrte um und stand nach wenigen Schritten vor einem scheußlichen Krokodil, das seinen Rachen aufsperrte, um mich zu verschlingen. Hinter mir der Löwe, vor mir das Krokodil, zu meiner Linken ein rasendes Gewässer, zur Rechten ein Abgrund, in dem sich die giftigsten Schlangen aufhielten —, wie sollte das noch gut enden?!



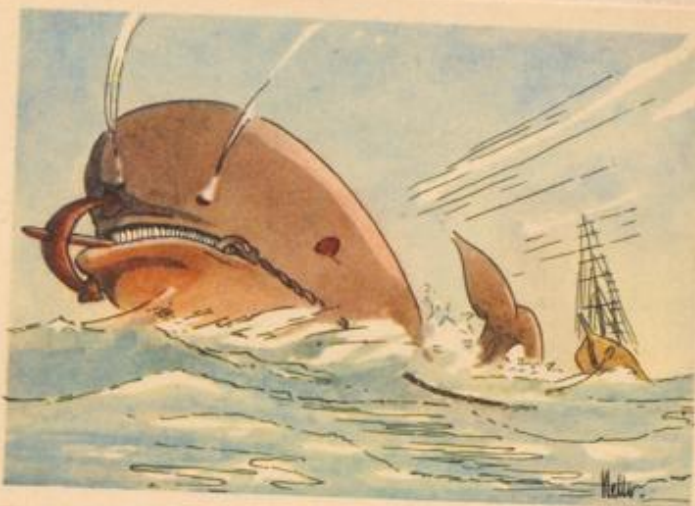
Betäubt stürzte ich zu Boden. Ich erwartete jeden Augenblick das Allerschlimmste. Doch plötzlich hörte ich einen fremden Laut. Endlich wagte ich es, als gar nichts weiter geschah, meinen Kopf zu erheben und mich umzuschauen. Zu meiner Freude sah ich, daß der Löwe in eben dem Augenblicke, in dem ich niedergestürzt war, über mich hinweg in den Rachen des Krokodils gesprungen war. Der Kopf des einen steckte nun im Schlunde des andern, und beide strebten mit aller Macht, sich voneinander zu befreien. Ich sprang auf, zog meinen Hirschfänger und hieb mit einem Streiche das Haupt des Löwen ab, das ich mit dem Kolben meiner Flinte noch tiefer in den Rachen des Krokodils stieß, so daß es alsbald ersticken mußte. Es war vierzig Fuß und sieben Zoll lang.



Im Jahre 1776 schiffte ich mich zu Portsmouth nach Amerika ein. Ungefähr dreihundert Meilen von der St.-Lorenz-Mündung entfernt, stieß unser Schiff mit Gewalt gegen etwas an, das uns wie ein Fels vorkam. Mit dem Senkblei aber konnten wir selbst nach fünfhundert Klaftern noch keinen Grund finden. Trotzdem verloren wir unser Steuerruder, das Bugspriet brach entzwei, unsere Masten zersplitterten und zwei von ihnen stoben über Bord. Ein Matrose flog mindestens drei Meilen weit durch die Luft, hatte aber das Glück, daß er den Schwanz einer Rotgans ergreifen konnte, ehe er ins Wasser fiel. Dann schwamm er uns auf ihrem Rücken nach, bis er an Bord genommen werden konnte.



Noch befanden wir uns im Zustande einer allgemeinen Verwirrung, als sich auf einmal alles durch das Erscheinen eines großen Walfisches aufklärte, den unser Schiff im Schlafe gestört hatte. Das Ungeheuer war darüber so verärgert, daß es mit dem Schwanze die Galerie einschlug und den Hauptanker, der wie gewöhnlich am Steuer aufgewunden war, zwischen seine Zähne nahm, um uns zehn Stunden lang sechzig Meilen weit davonzuschleppen. Dann zerriß zum Glück das Ankertau und der Walfisch verlor unser Fahrzeug, wir aber auch unsern Anker, sonst hätte er uns am Ende noch in die Tiefen des Meeres gezogen, um uns dort einem unrühmlichen Tode preiszugeben.



Bald darauf war ich in großer Gefahr, im Mittelländischen Meere umzukommen. Ich badete nämlich an einem Sommer-nachmittage unweit Marseille in der angenehmen See, als ich einen riesigen Fisch mit weit aufgesperrtem Rachen in der größten Geschwindigkeit auf mich losschießen bemerkte. Zeit war hier schlechterdings nicht mehr zu verlieren, auch war es durchaus ausgeschlossen, dem Untier zu entkommen. Unverzüglich drückte ich mich so klein wie möglich zusammen, indem ich meine Füße heraufzog und die Arme dicht an den Leib schloß. In dieser unbequemen Stellung schlüpfte ich dann gerade zwischen den Kiefern hindurch bis in den Magen hinab, wo es gänzlich finster, aber behaglich warm war.



Da ich meinem unfreiwilligen Wirte nach und nach Magen-drücken verursachen mochte, wäre er mich gewiß gern wieder losgewesen, nachdem es ihm nicht gelungen war, mich zwischen seinen Zähnen zu zerstückeln. Es fehlte mir hier nicht an Raum, und auch um mir die Zeit zu vertreiben, spielte ich ihm durch Tritte und Schritte, durch Hüpfen und Springen gar manchen Possen. Nichts schien ihn aber mehr zu beunruhigen als die schnelle Bewegung meiner Füße, so bald ich begann, einen schottischen Triller zu tanzen. Ganz entsetzlich schrie die Bestie auf und erhob sich fast senkrecht mit ihrem halben Leibe aus dem Wasser. Dadurch wurde sie von der Mannschaft eines vorbeisegelnden italienischen Schiffes entdeckt und sogleich mittels Harpunen erlegt.



Sobald der Fisch an Bord gebracht war, hörte ich die Leute sich beratschlagen, wo sie ihn am besten aufschneiden konnten. Ich geriet daher in die schrecklichste Angst, von ihren Messern getroffen zu werden. Deshalb stellte ich mich in die Mitte des Magens. Sobald ich nun ein wenig Licht von außen hereinschimmern sah, schrie ich den Matrosen aus voller Lunge entgegen, wie angenehm es mir sei, die Herren zu begrüßen und durch sie aus einer Lage erlöst zu werden, in der ich beinahe erstickt wäre. Das Erstaunen auf allen Gesichtern läßt sich gar nicht schildern, als sie eine Menschenstimme aus dem Innern des Fisches vernahmen und einen nackten Mann herauspazieren sahen.



Auf meiner Reise nach Kairo konnte ich meine Dienerschaft durch einige sehr brauchbare Leute vermehren. So sah ich eines Tages einen kleinen, schwächlichen Menschen mit übergroßer Schnelligkeit querfeldein laufen, und dabei trug das Männchen an jedem Beine ein bleiernes Gewicht, wohl an die fünfzig Pfunde schwer. Verwundert fragte ich es nach seinem Treiben. Er habe, erwiderte der Läufer, vor einer halben Stunde in Wien Abschied von seiner Herrschaft genommen und suche einen neuen Dienst. Da er es jedoch nicht so eilig habe, trage er die Gewichte an den Füßen, um die Geschwindigkeit zu mindern. Dieser Mann gefiel mir gut, und da er bereit war, mir zu folgen, nahm ich ihn mit.



Nicht fern vom Wege auf einem schönen Grasrain lag mäuschenstill ein Kerl, als ob er fest schlafe. Allein, das tat er nicht. Er hielt vielmehr sein Ohr so aufmerksam an die Erde, als wollte er die Einwohner der untersten Hölle belauschen. Ich fragte ihn, was er denn da horche. „Ich höre zum Zeitvertreib dem Grase zu, wie es wächst.“ Verwundert erkundigte ich mich, wie er das könne, aber er versetzte nur, daß das für ihn eine Kleinigkeit sei. Wir unterhielten uns weiter, und als ich herausbekam, daß dieser Mann gerade in keines Herrn Diensten war, schlug ich ihm vor, in die meinigen zu treten. Er willigte ein und schloß sich mir alsbald an.



Nicht weit davon entfernt stand ein Jäger mit angelegtem Gewehr auf einem Hügel und knallte, wie es mir erschien, in die blaue Luft hinein. Ich konnte mich nicht enthalten, zu ihm zu treten und ihn zu fragen, auf welches Wild er denn jage, da ich hier doch nichts erblickte als das leere Feld und den weiten Himmel. Er antwortete, daß er sein neues Kuchenreuthersches Gewehr erprobe und soeben auf den Sperling gezielt habe, der auf der Spitze des Münsters zu Straßburg saß. Wer meine Vorliebe für das edle Waid- und Schützenwerk kennt, den wird es nicht wundernehmen, daß ich dem vortrefflichen Schützen sogleich um den Hals fiel. Daß ich nichts sparte, um auch ihn in meine Dienste zu ziehen, versteht sich von selbst.



Wir zogen darauf weiter und kamen endlich an dem Berge Libanon vorbei. Dasselbst vor einem großen Zedernwalde stand ein derber, untersetzter Kerl mit einem gutmütigen Gesichte. Er zog an einem Stricke, der um den ganzen Wald herumgeschlungen war. „Was ziehst du da, mein Freund?“ fragte ich den Mann. „Ich will Baumholz holen“, entgegnete er bescheiden, „und habe meine Axt zu Hause liegengelassen. Nun muß ich mir helfen, so gut es geht.“ Mit diesen Worten zog er in einem einzigen Ruck den ganzen Wald, bei einer Quadratmeile groß, wie einen leichten Schilfbusch vor meinen Augen nieder. Es läßt sich leicht erraten, was ich beschloß. Den Kerl durfte ich nicht fahren lassen, und hätte es mich mein halbes Vermögen gekostet.



Als ich endlich auf ägyptischen Boden kam, erhob sich ein ungeheurer Sturm, daß ich mit meinem Gefolge schier umgerissen wurde. In der Nähe standen sieben Windmühlen, deren Flügel so schnell um ihre Achsen schwirrten wie die Rockenspindel der fleißigsten Spinnerin. Auf der anderen Seite sah ich einen Mann, der hielt sein rechtes Nasenloch mit einem Zeigefinger zu. Sobald er unsere Not bemerkte, die wir mit dem Winde hatten, drehte er sich halb um und zog ehrerbietig seinen Hut vor mir. Auf einmal regte sich kein Lüftchen mehr und alle Mühlen standen still. Der Kerl bat um Verzeihung und erklärte, er habe dem Müller ein wenig Wind gemacht, sich aber ein Nasenloch zugehalten, um die Mühlen nicht umzublasen. „Der Mann läßt sich gebrauchen“, dachte ich. Bald wurden wir handelseins und ich hatte ihn gewonnen.



Von Ägypten aus besuchte ich den Groß-Sultan, dessen Freundschaft ich bald gewann, so daß ich auch oft in seinem geheimen Kabinett weilen durfte, wo wir trotz Mohammeds Verbot manch' Fläschchen Wein genossen. Einmal fragte er mich nach meinem Urteil über seinen Tokayer und ich gab zur Antwort, daß ich bei Kaiser Karl dem Sechsten in Wien noch besseren getrunken hätte. Das verstimmte ihn und er nötigte mich zu einer Wette, derzufolge ich versprach, innerhalb einer einzigen Stunde aus dem kaiserlichen Keller in Wien eine bessere Flasche Tokayer herbeizuschaffen. Ich setzte meinen Kopf und er soviel Gold, Silber, Perlen und Edelsteine aus seiner Schatzkammer, wie der stärkste Kerl davontragen konnte.



Es schlug ein Viertel, es schlug halb, es schlug drei Viertel auf vier Uhr, aber noch war mein Läufer weder zu sehen noch zu hören. Nachgerade, gestehe ich jetzt, fing mir an, ein wenig schwül zu werden, denn es kam mir vor, als blickten Seine Hoheit schon bisweilen nach der Glockenschnur, um nach dem Scharfrichter zu klingeln, damit er mich abführe und mir den Kopf, den Einsatz der Wette, abschlage. Noch erhielt ich zwar die Erlaubnis, einen Gang hinaus in den Garten zu tun, um frische Luft zu schöpfen, aber es folgten mir auf dem Fuße ein paar dienstbare Gesellen mit scharfen Schwertern nach, die mich nicht aus den Augen ließen, sondern begehrlige Blicke auf meinen Hals warfen, wie mir schien.



Schlag vier Uhr also mußte der Wein aus Wien zur Stelle sein. Eiligst schrieb ich an die Kaiserin-Königin Maria Theresia ein Billett und beschwor sie beim Andenken an ihren Vater, dem Überbringer dieser Botschaft eine Flasche Tokayer mitzugeben, es koste ansonsten mein Leben. Ich holte sodann meinen Läufer herbei und befahl ihm, sich unverzüglich auf die Beine nach Wien zu machen. Es war schon fünf Minuten über drei Uhr, er hatte somit keine ganze Stunde mehr Zeit. Der Mann lief davon, so flugs, daß ich ihn schon nach einer Viertelminute nicht mehr erblicken konnte. Hierauf tranken der Groß-Sultan und ich den Rest seiner Flasche aus und erwarteten für bald eine bessere.



In dieser verzweifelten Angst und Sorge und als der Zeiger der Uhr schon auf fünfundfünfzig Minuten stand, schickte ich geschwind nach meinen Dienern. Der Horcher und der Meisterschütze kamen unverzüglich herbei. Ich befahl dem Horcher, sich platt auf die Erde niederzulegen, um zu hören, was denn aus meinem Läufer geworden und ob er nicht schon in der Nähe sei. Mit bangem Erwarten sah ich ihm zu, wie er lauschte, denn von seiner Kunde hing ja mein Leben ab! Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir alsbald, daß dieser Schlingel von Läufer irgendwo, weit weg von Konstantinopel, im tiefsten Schlafe liege und aus Leibeskräften schnarche.



Ich war ratlos, als ich dies vernahm, und wähte, mein letztes Stündlein sei nun gekommen. Doch kaum hatte mein braver Schütze die schlimme Nachricht des Horchers vernommen, als er auf eine etwas erhöhte Terrasse lief, um Ausschau zu halten, wobei er sich auf seinen Zehen noch mehr emporstreckte. Wie auf die Folter gespannt, sah ich ihn an und wartete, was er erblickte, ohne Hoffnung, daß es eine angenehme Botschaft werde. Da rief der Schütze hastig aus: „Bei meiner armen Seele! Da liegt der Faulenzer unter einer Eiche bei Belgrad, und die Flasche neben ihm! Aber warte! Dich will ich gleich aufkitzeln!“ Seine Stimme war noch so zuversichtlich, daß ich von neuem Mut zu fassen begann.



Und hiermit legte der Schütze unverzüglich seine Kuchenreuthersche Flinte an den Kopf und schoß die volle Ladung in die Wipfel des Baumes, unter dem mein Läufer schnarchte. Ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern fiel hinunter auf den Schläfer und erweckte ihn, der in der ersten Sekunde gar nicht wußte, wie ihm geschah und wo er sich befand. Der Schütze mit seiner unglaublich erscheinenden Sehkraft beobachtete ihn und erzählte mir, was sich nun begab. Mir aber ging alles zu langsam vor sich, denn der Uhrzeiger rückte unerbittlich vor und in wenigen Minuten mußte ich mein Leben verspielt haben, wenn es dem Läufer nun nicht gelang, wie ein Blitz daherzukommen.



Der Läufer aber fürchtete, kaum wurde er seiner Lage gewahr, selber aufs ärgste, die Zeit beinahe verschlafen zu haben, sprang auf seine Füße und rannte dermaßen geschwinde davon, daß er mit der Flasche Tokayer und einem eigenhändigen Billett der Kaiserin Maria Theresia um eine halbe Minute vor vier Uhr vor dem Sultanspalast in Konstantinopel anlangte. Wie atmete ich auf! Ich nahm die kostbare Flasche in Empfang und begab mich eilends in das Kabinett des Groß-Sultans, wo ich Schlag vier Uhr vor ihn hintreten konnte. Die Henkersknechte sahen mir enttäuscht nach und brachten ihre Schwerter fort, ich aber fühlte mich wie neu geboren.



Der Groß-Sultan indessen äußerte den Wunsch, diese Flasche für sich allein zu behalten. Ich sei, meinte er, mit der Kaiserin in Wien auf einem besseren Fuße als er und werde gewiß noch mehr von diesem köstlichen Naß einvernehmen können. Damit schloß er die Flasche in sein geheimes Schränkchen, steckte den Schlüssel in die Tasche seines weiten, bunten Gewandes und klingelte nach dem Schatzmeister. Das war nun ein angenehmer Silberton in meinen Ohren! Der Sultan wies den Schatzmeister an, mir soviel aus der Schatzkammer zu verabfolgen, als der stärkste Kerl wegzutragen vermochte. Der Schatzmeister verneigte sich vor seinem Herrn mit der Nase bis zum Boden, mir aber schüttelte der Sultan ganz treuherzig die Hand. So hieß er uns beide gehen.



Ich säumte keinen Augenblick, die erhaltene Weisung geltend zu machen und wörtlich zu befolgen, ließ meinen Starcken mit dem längsten hänfenen Stricke kommen und verfügte uns in die unterirdische Schatzkammer. Was da mein Starcker, nachdem er die gewaltigen Schätze mit prüfendem Blick überflogen hatte, noch übrigließ, das konnte eine Katze auf ihrem Schwanze davontragen. Er packte alles auf einen riesigen Haufen, gleich ob es schwere Kassetten oder zierliche Ringlein waren, und umwickelte ihn mit seiner Schnur. Es blinkte und gleißte gar verführerisch und ich überschlug heimlich im Sinne, was ich mit diesen Reichtümern alles beginnen konnte. Es war aber, schien mir, nicht viel Zeit zu verlieren.



Zuerst hieß ich den Starken, mit meiner Beute flugs zum Hafen zu eilen. Ich war erstaunt, wie der Kerl es fertigbrachte, den turmhohen Stoß aus schweren Edelsteinen, Goldbarren, feinen silberdurchwirkten Stoffen, Perlenschnüren und den merkwürdigsten Geschmeiden auf seinen Armen zu tragen, als wiege eine Mutter bloß ihr Kind. Am Hafen mietete ich sofort das größte Lastschiff, das zu bekommen war, ließ es in Hast reisefertig machen und ging wohlbe-packt mit meiner gesamten Dienerschaft unter Segel, um meinen Fang in Sicherheit zu bringen, denn meine Brust war voller Ahnung, daß etwas Widriges dazwischenkommen könne, weil der Sultan den Ausgang der Wette sich nicht so vorgestellt haben konnte.



Was ich befürchtet hatte, das geschah. Der Schatzmeister hatte sogleich dem Sultan Bericht erstattet, wie vollkommen ich seine Erlaubnis ausgenützt hatte. Das fuhr ihm vor den Kopf und er befahl unverzüglich seinem Großadmiral, mit der ganzen türkischen Flotte hinter mir her zu eilen, um mir den Schatz wieder abzugewinnen. Ich war noch nicht zwei Meilen weit auf See, als ich die Kriegsschiffe schon erblickte. Dennoch war mir nicht bange zumute, denn ich hieß meinen Windmacher auf das Hinterverdeck des Schiffes treten, so daß das eine Nasenloch auf die türkische Flotte, das andere auf unsere Segel gerichtet waren. Er blies zu und entfachte einen solchen Sturm, daß die Türken wie Flaumenfedern in ihren Hafen zurückgetrieben, wir aber in wenigen Stunden glücklich bis nach Italien geführt wurden.



War auch diese Gefahr gut überstanden, so sollte die Sache mit meinem Schatze, wie ich gehnt hatte, doch kein gutes Ende nehmen. In Italien ist die Bettelei so groß, weil die Armut so groß ist, und da ich eine vielleicht allzu gutwillige Seele bin, konnte ich dem nicht widerstehen, reichlich die Hälfte des Sultansschatzes an die Straßenbettler auszuteilen, denen wir in Mengen auf unserm Wege begegneten. Die Armut hat aber auch viele zu Räubern gemacht, und da die italienische Polizei so schlecht war, wurden wir, als wir nach Rom aufgebrochen waren, auf der Flur von Loreto des Nachts von einer Bande verummter Wegelagerer überfallen und ganz und gar ausgeplündert. In der Dunkelheit konnten wir mit unsern Waffen nichts dagegen ausrichten.



Der Groß-Sultan indessen verzieh mir bald, zumal er seine Schatzkammer bald wieder füllen konnte, und lud mich auf's neue in die Türkei ein. Dort führte mir ein hoher Offizier des Sultans neuestes Geschütz vor, das ganz aus Kupfer gegossen war und eine Marmorkugel von wenigstens elfhundert Pfunden schoß, wozu dreihundertdreißig Pfund Pulver erforderlich waren. Dem Kanonier, der dieses Geschütz abfeuern sollte, klopfte das Herz vor Angst. Ich nahm meinen Platz in der Schanze hinter dem Geschütze, gab das Zeichen zum Feuern und fühlte sogleich einen Stoß wie von einem Erdbeben. Die Kugel zersprang über der Meerenge in drei Stücke, deren eines in den Kanal fiel und das ganze Wasser, so breit es war, in sprühenden Schaum versetzte.



Dieses Mißgeschick war es, womit ich es bei dem Groß-Sultan nun endgültig verdarb. Der Verlust seines berühmten Geschützes brachte ihn so gegen mich auf, daß er unwiderruflich den Befehl gab, mir den Kopf abzuschlagen. Eine Haremsdame aber warnte mich davor und verbarg mich sogar in ihrem Gemache, während der Offizier, dem meine Verhaftung aufgetragen worden war, mit seinen Helfershelfern überall nach mir spürte. Da ich unter ihrem Diwan lag, entdeckte mich niemand. In der nächstfolgenden Nacht flüchtete ich an Bord eines nach Venedig bestimmten Schiffes, welches gerade im Begriffe stand, unter Segel zu gehen, und kam so glücklich davon.



Um mehr von meiner Körperkraft zu zeigen, nahm ich dieses einzigartige Geschütz auf meine Schultern, sprang, als ich das Rohr in waagerechte Lage gebracht hatte, geraden Weges damit in das Meer und schwamm bis an die gegenseitige Küste. Von dort aus versuchte ich, die Kanone auf ihre vorige Stelle zurückzuwerfen. Aber war ich allzu waghalsig oder wollte es das Unglück: das mächtige Rohr glitt mir ein wenig zu früh aus der Hand, gerade als ich zum Wurf ausholte. Hierdurch geschah es denn, daß die Kanone mitten in den Kanal fiel, wo sie nun immer noch liegt und wahrscheinlich bis auf den jüngsten Tag liegenbleiben wird, wenn ich sie nicht selber noch heraushole.



Als ich an der Verteidigung von Gibraltar teilnahm, führte ich ein vortreffliches Spiegelteleskop mit mir, mit dessen Hilfe ich dem General Elliot eines Tages sagen konnte, daß der Feind gerade im Begriffe war, einen Sechsenddreißigpfünder nach dem Flecke abzuschießen, auf dem wir eben standen. Ich richtete sofort einen Achtundvierzigpfünder haarscharf aus und beobachtete die feindliche Stellung, bis ich erkannte, daß drüben die Zündrute an das Zündloch der Kanone gelegt wurde. In diesem Augenblick ließ ich unser Stück abfeuern. Die beiden Kugeln schlugen ungefähr auf der Mitte des Weges mit fürchterlicher Stärke gegeneinander.



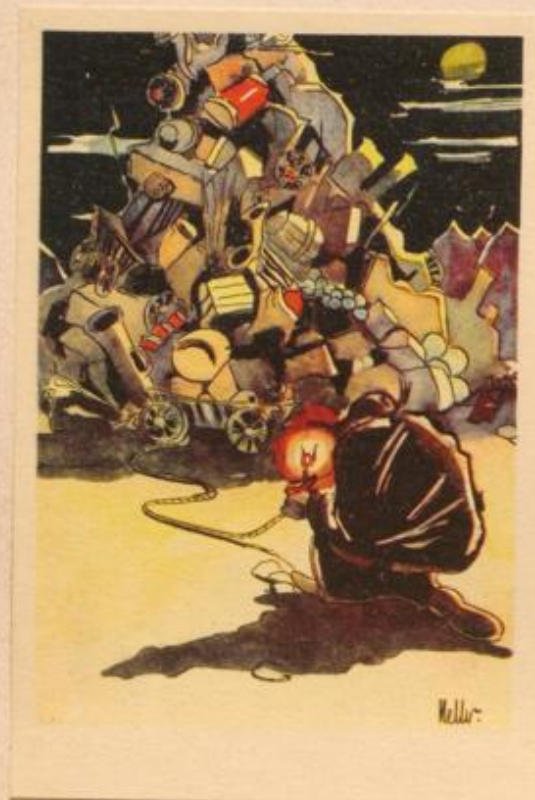
Das feindliche Geschöß prallte mit solcher Heftigkeit zurück, daß es zuerst die eigene Kanone zerstörte, um dann nach der afrikanischen Küste weiterzufliegen. Dabei stürzte es die Hauptmasten von drei Schiffen um und sauste noch zweihundert Meilen in das Land hinein. Zuletzt durchschlug die Kugel das Dach einer Bauernhütte und befreite ein altes Negermütterchen, das darin lag, von dem wehen Zahn, der ihm so lange Pein bereitet hatte, um dann gemächlich zur Seite zu rollen. Unsere Kugel hingegen tat vortreffliche Dienste. Sie fiel in den Kielraum eines Schiffes und durchschlug dessen Boden, so daß es mit tausend spanischen Soldaten auf den Meeresgrund sank.



Da ich sehr für die Engländer eingenommen bin, weil sie unstreitig ein vorzügliches, braves Volk sind, machte ich es mir zum Gesetz, die Festung Gibraltar nicht zu verlassen, bis ich ihnen noch einen Dienst würde geleistet haben. Ich brauchte nicht lange zu warten, denn alsbald bot sich eine gute Gelegenheit dazu dar. Ich folgte meinem Einfall und kleidete mich wie ein Priester, schlich mich kurz nach Mitternacht aus der Festung weg und kam glücklich durch die Wachtposten der Feinde mitten in ihrem Lager an. Dort ging ich in das Zelt, in dem die Befehlshaber den Plan entwarfen, die Festung am nächsten Morgen zu stürmen. Unter meiner Verkleidung konnte ich ungestört alles mitanhören.



Nachdem mich bisher niemand entdeckt hatte, fühlte ich mich recht sicher. Der Graf von Artois und die übrigen Generale begaben sich zu Bette, und bald fand ich das ganze Lager, selbst die Schildwachen, in dem tiefsten Schlafe begraben. Nun erleichterte ich ein wenig mein Habit und beschloß, meine eigentliche Arbeit sogleich anzufangen. Ich hob alle feindlichen Kanonen, über dreihundert Stücke, von den Achtundvierzigpfündern bis zu den Vierundzwanzigpfündern hinunter, von den Lafetten, schleppte sie auf einen nahen Felsen und warf sie von dort drei Meilen weit in die See hinaus. Da ich gar keine Hilfe hierbei hatte, war dies das schwerste Stück Arbeit, das ich je unternommen.



Um allem Verdacht zu entgehen, war ich bei den ersten, die Lärm schlugen, nachdem ich mich eine kurze Weile hinter dem Zelt des Oberbefehlshabers schweigend verhalten hatte. Das ganze Lager geriet in das schrecklichste Erstaunen, und auch ich gebärdete mich verzweifelt, daß nun so viele teure Waffen vernichtet seien. Ich hörte, daß der allgemeine Schluß war, die Schildwachen seien bestochen gewesen und sieben oder acht Regimenter aus der Festung hätten diese gewaltige Zerstörung während der Nacht vollbracht. Als diese Kunde keinen Widerspruch fand, lief der Graf von Artois als erster schnurstracks davon. Alle seine Leute folgten ihm und so rannte die ganze Armee, ohne auch nur einmal stillezuhalten, bis sie in Paris ankam, wo erst die Torwächter den Vortrupp des Grafen zum Stehen brachten.



Sobald ich damit fertig war, trug ich alle Lafetten und Karren in die Mitte des Lagers, und zwar paarweise unter den Armen, damit die Räder kein Geräusch machten. Schließlich warf ich noch alles hinzu, dessen ich, ohne jemanden zu alarmieren, habhaft werden konnte, Kugeln, Bajonette und Gewehre und ähnliches Rüstzeug, wie ich es gerade antraf. Es war ein riesiger Haufen, fast so hoch wie der Felsen von Gibraltar. Dann schlug ich mit dem abgebrochenen Stücke eines eisernen Achtundvierzigpfüunders gegen einen Kiesel, der zwanzig Fuß unter der Erde in einer noch von den Arabern erbauten Mauer steckte. So erhielt ich Feuer, zündete eine Lunte an und setzte das Ganze in Brand.



Zwei Monate danach hatten die Spanier eine neue Belagerung aufgestellt und schossen mit Mörsern nach uns. Eines Morgens saß ich mit dem General Elliot beim Frühstück, als auf einmal eine Bombe durch das Fenster flog und auf den Tisch niederfiel. Der General verließ das Zimmer augenblicklich, ich aber nahm die Bombe, ehe sie zersprang, und trug sie zunächst auf die Spitze eines Felsens. Von hier aus bemerkte ich auf einem Hügel nahe dem feindlichen Lager eine Menge Leute. Ich nahm mein Spiegelteleskop zu Hilfe und beobachtete, daß zwei von unseren Offizieren, die sich in der Nacht zwischen die spanischen Zelte geschlichen hatten, dem Feinde in die Hände gefallen waren und soeben gehängt werden sollten.



Schnell stieg ich mit meiner Bombe in der Hand wieder hinab, um meinem Ziele etwas näher zu kommen. Dann schleuderte ich sie mitten in den Kreis der Leute, die neben den Galgen standen. Sowie sie niederfiel, zersprang sie auch schon, so daß ich den letzten Augenblick richtig getroffen hatte. Alle Umstehenden, ausgenommen die beiden englischen Offiziere, wurden umgeworfen, und auch die Galgen brachen entzwei. Die beiden Engländer machten einander flugs von ihren unbehaglichen Fesseln los, steckten die Pistolen ihrer bisherigen Wächter zu sich und liefen, was sie nur konnten, davon, um gut und wohlbehalten in unsere Festung zurückzukehren.



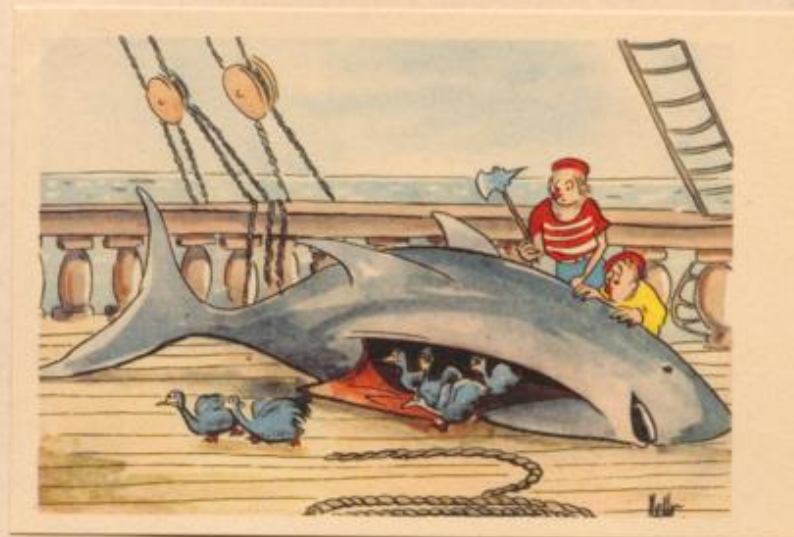
Als ich Kapitän Phipps in das Eismeer begleitete, sah ich auf einem ungeheuer hohen Eisberge einmal zwei Bären spielen. Ich hängte sofort mein Gewehr um und fuhr in einem kleinen Boote dorthin. Mein Weg war mühsam und gefährvoll, denn oft mußte ich über Abgründe springen oder fiel auf dem Eise hin, das glatt wie ein Spiegel war. Als ich mein Gewehr anlegen wollte, glitschte ich aus, stürzte nieder und verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, sah ich einen Eisbären über mir, der gerade den Bund meiner neuen ledernen Hose gepackt hielt. Ich zog mein Taschenmesser und schnitt dem Ungeheuer drei Zehen ab. Der Bär ließ mich fallen, brüllte fürchterlich und wollte davon. Flugs schoß ich ihn nieder, doch kamen nun Tausende der Ungeheuer auf mich zugelaufen.



Ein schneller Einfall mußte mich retten. Geübt, einem Hasen den Balg abzustreifen, zog ich in der halben Zeit dem toten Bären seinen Rock aus, um mich hineinzuwickeln. Kaum war ich fertig, versammelte sich die ganze Herde um mich. Mir wurde heiß und kalt unter meinem Pelze. Einer nach dem andern beroch mich, und bald hielten sie mich für ihresgleichen und wollten anfangen, mit mir zu spielen, zu balgen und zu brummen. Ich überlegte, wie ich diese Vertraulichkeiten aufs vorteilhafteste benützen konnte. Dann nahm ich mein Messer in die Hand und stieß es dem nächsten Ungeheuer zwischen die Schultern. Es sank um, ohne einmal zu mucksen, und so fuhr ich fort, da kein Bär einen Arg daraus hatte, daß zur Linken und Rechten seine Brüder niederfielen. Als alle tausend tot waren, ging ich nach dem Schiffe zurück und holte Matrosen, die die Felle abstreifen und die Schinken an Bord trugen.



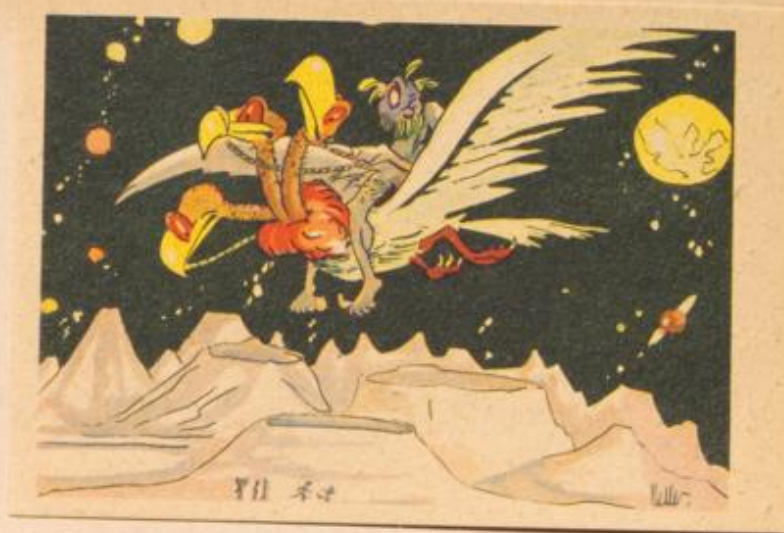
Eine andere Seereise machte ich mit dem Kapitän Hamilton nach Ostindien. Ich hatte einen herrlichen Hühnerhund bei mir, der mitten auf dem Meere auf einmal markierte. Deshalb behauptete ich, daß wir dem Lande nahe sein müßten, denn mein Hund witterte Wild. Alle lachten mich aus, ich aber ging eine Wette ein, daß wir alsbald Wild finden würden, denn mein Tray blieb in derselben Stellung und so übersah ich den Spott, dem ich allerseits begegnete. Kaum war die Wette abgeschlossen, als ein großer Hai gesichtet und auch bald erlegt wurde. Er wurde an Bord gezogen, aufgeschnitten und – siehe! – in seinem Magen fanden wir nicht weniger als sechs Paar lebendige Rebhühner. So hatte ich durch den wackeren, klugen Tray hundert Guineen gewonnen.



Später wurde ich gebeten, eine Entdeckungsreise nach dem Königreiche Brobdignag mitzumachen. Wir kamen glücklich nach der Südsee und fuhren am achtzehnten Tage an der Insel Otaheiti vorbei, als ein Orkan unser Schiff wenigstens tausend Meilen von der Oberfläche des Wassers wegführte und eine geraume Zeit in dieser Höhe hielt, bis ein frischer Wind unsere Segel füllte, so daß es nun mit unglaublicher Geschwindigkeit fortging. Sechs Wochen reisten wir über den Wolken, als wir ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, gleichsam eine schimmernde Insel, die mir merkwürdig bekannt vorkam. In einem Hafen gingen wir an's Ufer, fanden das Land bewohnt und sahen weit unter uns die Erde mit fernen Städten, Bergen, Flüssen und Seen.



Jene Insel war der Mond, auf den wir gekommen waren, ohne es zu wollen. Wir sahen hier große Gestalten, die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte. Die Entfernung zwischen ihren Flügelspitzen war sechsmal so lang wie das längste Segeltau an unserm Schiffe. Während wir auf unserer Erde zu Pferde reiten, fliegen die Einwohner des Mondes auf solchen Vögeln umher. Der König hatte gerade einen Krieg mit der Sonne. Er bot mir eine Offiziersstelle an, allein, ich verbat mir die Ehre, die Seine Majestät mir zudachte. Stattdessen versuchte ich, jenes Horn wiederzufinden, in dessen Nähe ich einst meine silberne Axt als Bienenhüter des Sultans gesucht hatte. Da aber gerade Vollmond war, konnte ich die Hörner diesmal nicht entdecken.



Alles auf dem Monde ist außerordentlich groß. Eine gewöhnliche Fliege zum Beispiel ist nicht viel kleiner als eines unserer Schafe. Die vorzüglichsten Waffen, deren sich die Mondbewohner im Kriege bedienen, sind Rettiche, die von ihnen wie Wurfspieße gebraucht werden und denjenigen, der davon getroffen wird, augenblicklich töten. Ihre Schilde werden aus Pilzen gemacht, und wenn die Zeit der Rettiche vorbei ist, dann treten Spargelstengel an ihre Stelle. Wenn die Leute auf dem Monde alt werden, so sterben sie nicht, sondern lösen sich in Luft auf und verfliegen wie Rauch. Der Bauch tut ihnen übrigens dieselben Dienste, die bei uns ein Ranzen tut; sie schieben in ihn hinein, was sie bei sich haben wollen, und schließen ihn nach Belieben auf und zu.

Ich sah auf dem Monde auch einige von den Eingeborenen des Hundsternes, die gerade auf Abenteuer hergekommen waren. Diese haben Gesichter wie große Bullenbeißer. Ihre Augen stehen zu beiden Seiten des unteren Endes ihrer Nase. Sie haben keine Augenlider, sondern bedecken die Augen, wenn sie schlafen, mit der Zunge. Gewöhnlich sind sie zwanzig Fuß hoch. Von den Mondmenschen aber ist keiner unter sechsunddreißig Fuß groß. Das Essen nimmt ihnen sehr wenig Zeit weg, denn sie öffnen nur die linke Körperseite und schieben die ganze Portion auf einmal in den Magen hinein. Dann schließen sie wieder zu, bis nach Verlauf eines Monats derselbe Tag wiederkommt. Sie haben mithin das ganze Jahr hindurch nicht mehr als zwölf Mahlzeiten.



Den Kopf tragen die Mondleute unter dem rechten Arm, und wenn sie auf eine Reise oder an die Arbeit gehen, so lassen sie ihn gemeiniglich zu Hause, denn um Rat fragen können sie ihn immer, sie mögen noch so weit von ihm entfernt sein. Die Augen können sie nach Gefallen herausnehmen und einsetzen und ebenso gut damit sehen, ob sie in ihrem Kopfe oder in ihrer Hand sind. Verlieren oder beschädigen sie zufällig ein Auge, so können sie ein anderes borgen oder kaufen. Man trifft daher allenthalben im Monde Leute an, die mit Augen handeln. Und in dieser einzigen Sache haben alle Einwohner durchaus ihre Grillen, denn bald sind grüne, bald gelbe, bald andere Augenfarben Mode.



Mein Körper sank hinunter und ich kam in kurzer Zeit auf den Grund. Zuerst nahm ich ein abscheuliches Poltern wahr. Lärmen, Schreien und Fluchen umgaben mich. Ich schlug die Augen auf – und siehe da! Ich war in der Gesellschaft Vulkans und seiner Cyklopen. Diese Herren zankten sich seit drei Wochen über Ordnung und Rang, und davon war der Ausbruch in der Oberwelt gekommen. Mein Erscheinen stellte auf einmal unter der ganzen Horde Frieden und Eintracht her. Vulkan hinkte sogleich nach einem Schranke hin und holte Pflaster und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte, und in wenigen Augenblicken waren meine Wunden geheilt. Auch setzte er mir einige Erfrischungen vor, eine Flasche Nektar und andere kostbare Weine, wie nur Götter und Göttinnen sie zu kosten kriegen.



Brydones Reisen nach Sizilien machten mir Lust, den Berg Aetna zu besuchen. Eines Morgens reiste ich früh von einer an seinem Fuße gelegenen Hütte ab, fest entschlossen, die innere Einrichtung dieser berühmten Feuerpfanne auszuforschen. Nach einem mühseligen Wege von drei Stunden befand ich mich auf der Spitze des Berges. Er tobte damals gerade schon die dritte Woche. Ich ging dreimal um den Krater herum, der wie ein ungeheurer Trichter aussieht, und da ich dadurch nur wenig klüger wurde, faßte ich kurz und gut den Entschluß, mitten hineinzuspringen. Kaum hatte ich dies getan, befand ich mich in einem elend warmen Schwitzkasten und mein Körper wurde durch die rotglühenden Kohlen an mehreren Stellen jämmerlich verbrannt.



Sobald ich mich ein wenig erholt hatte, stellte Vulkan mich seiner Gemahlin, der berühmten Venus, vor und befahl ihr, mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die meine Lage erforderte. Die Schönheit des Zimmers, in das sie mich führte, der göttliche Zauberreiz ihres ganzen Wesens, die Zärtlichkeit ihres weichen Herzens —, alles das war weit über jede Beschreibung erhaben. Dann erzählte Vulkan mir von Berge Aetna, daß dieser nichts weiter als eine Anhäufung der Asche sei, die aus seiner Esse ausgeworfen werde. Da er häufig genötigt sei, seine Leute zu strafen, werfe er ihnen im Zorn rotglühende Kohlen auf den Leib, und daher kämen dann die zahlreichen Ausbrüche und Erdbeben.



Ich stürzte mit zunehmender Geschwindigkeit, bis ich die Besinnung verlor. Als ich erwachte, schwamm ich in einem Meere, das durch die Strahlen der Sonne erleuchtet wurde. In einiger Entfernung bemerkte ich einen großen Felsen, der auf mich zuzukommen schien. Es war ein Eisgebirge, auf das ich mich bis zur obersten Spitze hinaufschwang. Allein, auch von hier aus konnte ich nirgends Land entdecken. Endlich sah ich ein Schiff, schwamm hin, wurde an Bord gezogen und erfuhr, daß wir im Südmeer waren. Nun war das Rätsel gelöst! Ich war vom Berge Aetna aus mitten durch die Erdachse bis auf die andere Seite der Erde geschleudert worden.



Gefiel mir der Unterricht des Gottes gar wohl, so gefiel mir noch mehr die Gesellschaft seiner Gemahlin. Aber einige geschäftige, schadenfrohe Schwätzer, die mich als Störenfried empfanden, setzten Vulkan einen Floh ins Ohr und bliesen ein heftiges Feuer der Eifersucht in seinem gutmütigen Herzen an. Ohne mir vorher nur den geringsten Wink zu geben, nahm er mich eines Morgens beim Kragen, trug mich in einen Raum, den ich noch niemals gesehen hatte, hielt mich über ein dunkles Brunnenloch und sprach: „Undankbarer Sterblicher! Kehre zurück in die Welt, aus der du kamst!“ Mit diesen Worten ließ er mich, ohne mir eine Gelegenheit zur Verteidigung zu geben, mitten in den finsternen Abgrund hinunterfallen.



Hinter der Botany-Bay kamen wir in eine See, in der wir von unermeßlich großen Walfischen umgeben waren. Eines dieser Ungeheuer, dessen Länge wir selbst mit Fernrohren nicht überblicken konnten, nahmen wir indessen nicht eher wahr, als bis es so nahe war, daß es unser ganzes Schiff mit stehenden Masten und vollen Segeln zwischen seine Zähne zog, gegen die der Mast des größten Kriegsschiffes ein kleines Stöckchen war. Nach einiger Zeit schluckte das Tier eine gewaltige Menge Wasser, so daß unser Schiff in den Magen hinuntergeschwemmt wurde, wo wir wie bei Windstille ruhig liegenblieben. Am zweiten Tage unternahm ich mit einigen Offizieren bei Fackelschein eine Streife. Wir fanden in dem Magen zahlreiche große Schiffe und an zehntausend Menschen.



Wir beratschlagten, was am besten zu tun sei, um die Freiheit wieder zu erlangen, und ich schlug vor, die beiden größten Mastbäume zusammenzubinden und diese, wenn das Ungeheuer den Rachen öffnete, zwischen die Kiefer zu sperren, um ihm so das Schließen des Maules zu verwehren. Hundert starke Männer fanden sich zur Ausführung meines Planes bereit. Als das Ungeheuer einmal gähnte, keilten wir sogleich unsere Masten so ein, daß das eine Ende durch die Zunge hindurch gegen den unteren Gaumen, das andere gegen den oberen stand. Auf diese Weise hatten wir uns eine Ausfahrt geschaffen. Sobald in dem Magen alles flottgemacht worden war, bemannten wir alle kleineren Boote und ruderten ins offene Meer.



Nun habt ihr einige meiner zahllosen Abenteuer auf meinen Reisen zu Wasser und zu Lande kennengelernt und werdet hoffentlich an ihrer Wahrheit nicht im mindesten zweifeln. Ich wurde bei jeder Gelegenheit gebeten, sie ebenso lehrreich als unterhaltend zu erzählen, wobei ich die löbliche Gewohnheit beobachtete, nichts gegen meine Laune zu tun, und die noch löblichere, mich durch nichts von diesem Grundsatz abbringen zu lassen. Wenn ich den Augen meiner Gäste trauen durfte, so durfte ich wohl eher müde werden, ihnen sonderbare Begebenheiten meines Lebens zu berichten, als sie, mich anzuhören. Darum kann ich auch euch sagen: besucht mich wieder, an Unterhaltung soll es gewiß nicht fehlen.



DON QUIJOTE

Leben und Abenteuer

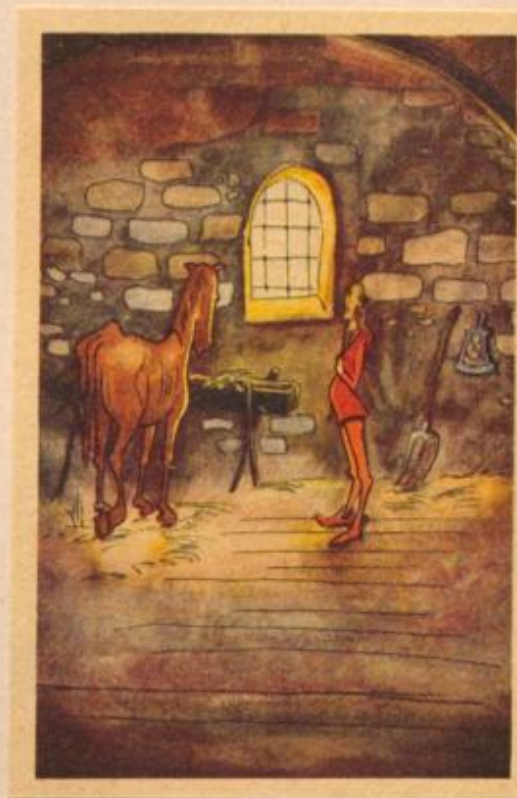
des sinnreichen Ritters von la Mancha

In einem Dorfe der spanischen Provinz La Mancha wohnte einst ein armer Landedelmann, dessen größte Leidenschaft war, alte Ritter-Romane zu lesen, über denen er alles vergessen konnte. Er vernachlässigte sich selber und seine Umgebung, sein Haus und seinen Hof, und lebte mit all seinen Gedanken nur noch in der phantastischen Welt jener merkwürdigen Abenteuer, Verzauberungen und Geisterkämpfe, die in seinen Büchern standen. Bald konnte der große und dünne Mann, dessen schmales Gesicht knochig und faltig war, nicht mehr genau unterscheiden zwischen jenen wilden Geschichten und seiner einfachen Wirklichkeit.



So kam dieser Landedelmann eines Tages auf den seltsamen Gedanken, als fahrender Ritter in jene Welt zu ziehen, die ihm seine Bücher vorgegaukelt hatten und in die er sich in langen Jahren hineingelesen und verstrickt hatte. Er holte eine Lanze, einen alten, löchrigen Helm und einen noch älteren Schild von der Bodenkammer und fand sogar noch eine verrostete Rüstung, die von seinen Vorfahren stammte. Diese putzte er voller Freude und Eifer, besserte den Helm mit Eisenstäben aus und erprobte ihn dann sogleich, indem er aus Leibeskräften mit einem Degen darauf schlug. Er scheute keine Mühe und tat alles, was er für nötig hielt, um von dannen zu reiten und großen Ruhm zu gewinnen.

Um jedoch reiten zu können, brauchte er natürlich ein wackeres Streitroß. Dazu mußte er den ausgedienten, dünnen Klepper nehmen, der in seinem Stalle stand, der ihn aber eines der edelsten Pferde der Welt deuchte, wie er ja alles nur im Wahne seiner verworrenen Vorstellungen erblickte. Die Schwäche des Gauls bereitete ihm keine Sorgen, nur mußte er ihm freilich einen würdigen, wohlklingenden Namen geben. Nach langem Blättern in seinen tollen Romanen fand er es am richtigsten, seine Mähre „Rosinante“ zu taufen. Er führte das harmlose Tier in den Hof und verlieh ihm diesen Namen, indem er ihm auf das Hinterteil klopfte. Sich selbst, der eigentlich Quixano hieß, legte er den vornehmen Titel Don Quijote de la Mancha bei.



Jetzt fehlte nur noch die Dame, die jeder Ritter selbstverständlich besitzen mußte, um ihr Herz und Hand weihen zu können und auf ihr Geheiß wunderbare Taten zu vollbringen. Ihm war eine einfältige Bauerndirne namens Aldonza bekannt, die im Nachbardorfe wohnte. Zwar hatte er noch niemals mit ihr gesprochen und sie sogar nur äußerst selten gesehen, doch erschien sie ihm sonderbarerweise als diejenige, die erhaben genug war, um eines solch edlen Ritters wert zu sein. Das unschuldige Landkind ahnte gar nichts von seinem Aufstieg zur Edeldame, als der törichte Junker es im stillen zu seiner Prinzessin erhob und ihr nächtlicherweile unter dem erdachten Namen „Dulcinea von Toboso“ huldigte.



Es war glühend heiß, aber der Ritter blieb trotzdem im Sattel, bis er gegen Abend, vor Hunger und Müdigkeit erschöpft, eine Schenke erreichte, die er für eine Burg hielt. Er trabte auf die vermeintliche Schloßpforte zu, an der zwei Mägde standen, welche er sogleich für wunderschöne Burgfräulein ansah. Die beiden erschrakten und wollten davonlaufen, als sie den seltsamen Reiter auf sich zukommen sahen, aber dieser rief ihnen zu, daß die hochgeborenen Damen sich nicht vor ihm fürchten sollten. Sein stolzer Ton wunderte die Mädchen und sein Gebaren reizte sie, ihn zu verulken. Sie merkten, daß der Gast etwas wunderlich von Sinnen sei.



Es kam nun der Morgen, an dem er alle Vorbereitungen für beendet hielt und alle Hindernisse für beseitigt, so daß es ihm als seine Pflicht erschien, nunmehr zu Taten zu schreiten. Die ganze Nacht hatte er kein Auge zugetan, aber schon vor Tagesanbruch ging er an's Werk, um seinen großen Plan auszuführen. Ohne jemandem eine Silbe zu verraten, was er vorhabe, legte er heimlich seine Rüstung an, setzte den zusammengeflackten Helm auf, ergriff Schild und Lanze, gürtete sich mit dem Schwerte und ritt auf Rosinante durch die Hintertür des Hofes in's Freie, glücklich darüber, daß ein so gewichtiges Unternehmen einen so leichten Anfang nahm, und seiner Rosinante die Wahl des Weges überlassend. Er fühlte sich stark und stolz in seinem Sattel.



Die Mägde hätten den Ritter sehr gern ärger verspottet, wenn nicht in diesem Augenblick der Schenkenwirt hinzugekommen wäre. Dieser war ein kleiner, dicker Kerl, der im ersten Moment auch Angst vor dem düsteren Kriegermann hatte. Er sprach Don Quijote höflich an, beschloß aber sofort, das Narrenspiel mitzutreiben, als der Reiter ihn mit Kastellan anredete und durch seine Worte andeutete, daß er die armselige Spelunke für eine hohe, feste Burg mit Türmen und Zinnen ansah. Der Wirt versprach dem Ritter ein gutes Quartier und half ihm mit gespielter Ehrbarkeit aus dem Sattel, um die klapprige Rosinante sodann in den Stall zu führen.



Nach dem Essen beschloß Don Quijote, heute nacht die Wacht auf dem Burghofe zu halten. Er trug seine Rüstung hinaus, legte sie an den Ziehbrunnen, ergriff Schild und Lanze und schritt die ganze Nacht im Hofe auf und ab, bereit, die Burg selbst gegen den Teufel zu verteidigen. Gegen Mitternacht kam ein Maultiertreiber, der sich verspätet hatte, zum Brunnen, um seine Tiere zu tränken. Don Quijote warnte ihn mit hochfahrenden Worten, ja nicht seine Waffen anzufassen. Der Mann aber achtete nicht auf diese närrischen Redensarten, sondern schleuderte des Ritters Rüstung zur Seite. Dieser rief seine Gebieterin Dulcinea von Toboso um Beistand an und schlug dem ermüdeten Treiber so arg mit der Lanze auf den Kopf, daß er besinnungslos hinfiel. Dann setzte der Ritter seine Wache fort, als sei gar nichts geschehen.



Inzwischen waren die beiden Mägde behilflich, Don Quijote zu erleichtern. Sie nahmen ihm die Waffen ab und wollten den Panzer losschnallen, konnten aber die verknoteten Riemen des Helmes nicht lösen. Da der Ritter nicht duldet, sie einfach durchzuschneiden, mußte er die Kappe eben auf dem Kopfe behalten. Allerdings konnte er auf diese Art nichts essen, und deshalb mußte ihm eine Magd die Bissen durch die Spalte des Visiers schieben, was zu aller Belustigung geschah. Zum Trinken wurde ein Rohr durch die Ritzen geführt, um dem Ritter den Wein einzutrichern.



Der Wirt war von dem Lärm herbeigelockt worden und beschloß, um weiteres Unheil zu verhüten, sofort den Wunsch seines Gastes zu erfüllen, der diesem am Abend eingefallen war, nämlich, von dem vermeintlichen Schloßhauptmann zum Ritter geschlagen zu werden, weil das bisher noch nicht geschehen war. Der Wirt holte ein altes Kontobuch, Don Quijote kniete nieder, dann murmelte der Dicke unverständliche Worte und schlug dem Junker mit dem Schwerte auf Schulter und Rücken. Danach kamen die Mägde mit Talglichtern herbei und kleideten unter derben Späßen den Ritter an, der es kaum erwarten konnte, weitere Abenteuer zu bestehen, so daß er sich eiligst auf die Rosinante schwang und die gastliche Burg verließ, ehe der Morgen graute.



Wie Don Quijote zerschlagen und stöhnend auf dem Boden lag, kam ein Bauer seines Dorfes mit seinem Esel zufällig vorbei. Der Nachbar erkannte den Junker sogleich, half ihm auf die Beine und reinigte ihm das Gesicht, zu seiner Beruhigung feststellend, daß der Ritter nicht verletzt war. Da er sich sorgsam und ehrerbietig benahm, kam dem Ritter der Gedanke, diesen Bauern als Schildknappen anzunehmen. Er überredete ihn und versprach ihm goldene Berge, so daß der arme Tropf sich wirklich entschloß, dem Ritter zu folgen und Weib und Kind im Stiche zu lassen, um ein großes Vermögen zu erbeuten. Sie setzten die Waffen wieder in stand und ritten gegen Abend gemeinsam fort, großen Abenteuern entgegen.



Nach Sonnenaufgang sah der Ritter eine Kavalkade daherkommen. Es waren Kaufleute, die er anhielt und aufforderte, seiner Dame Dulcinea von Toboso zu huldigen. Die Reisenden merkten bald, daß der Mann nicht ganz gescheit, aber auch nicht ganz harmlos sei, und erklärten sich bereit, dem merkwürdigen Ansinnen nachzukommen, wenn der Ritter ihnen ein Bild der Angebeteten zeige. Das reizte den Junker und er sprengte mit eingelegter Lanze drohend auf den Haufen los, doch war Rosinante nicht an so heftige Bewegungen gewöhnt, stolperte und warf den Ritter in hohem Bogen ab, der sich unter seiner schweren Rüstung nicht allein aufzurichten vermochte. Ein Troßjunge sprang herbei, ohne ihm zu helfen, sondern um ihn gewaltig zu verprügeln.



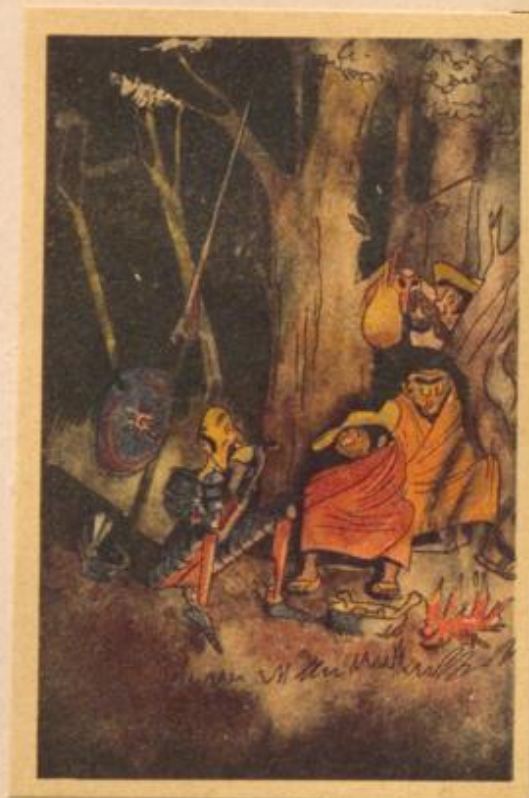
Nachdem Sancho Pansa, wie der neue Schildknappe hieß, sich in einem Hause, das am Wege stand und dessen Leute er kannte, einen Schnappsack und einen Weinschlauch geliehen hatte, gelangten beide unter Gesprächen, in denen Don Quijote ihre große Zukunft in lebhaften Farben ausmalte, auf ein Feld, auf dem ein paar Dutzend Windmühlen ihre Räder drehten. Kaum hatte Don Quijote sie erblickt, als er begeistert ausrief, daß sie schon am ersten Tage ein riesiges Glück hätten, denn nun könnten sie eine ganze Schar ungeschlachter Riesen gleich auf einmal besiegen und mit der Beute den Anfang ihres Reichtums machen.



Abends kamen sie an Hütten von Ziegenhirten vorbei, wo der Ritter zu bleiben befahl, obwohl Sancho Pansa nicht gern im Freien übernachten wollte. Die freundlichen Leute teilten ihr Mahl mit den beiden fahrenden Sonderlingen, doch konnte der lüsterne Knappe es sich nicht verkneifen, heimlich den Weinschlauch anzuzapfen, den die biederen Gastgeber an eine Korkeiche gehängt hatten. Während die Hirten romantische Lieder sangen, flickte Sancho Pansa den zerbeulten Helm seines Herrn. Als dieser den Schaden besah, schwur er, am folgenden Tage einen siegreichen Kampf zu bestehen, um einen seiner würdigen Helm zu erobern.



Sancho Pansa aber erblickte nichts von Riesen mit langen Armen. So sehr er sich bemühte, seinem Ritter zu erklären, daß jene Ungetüme dort ja nur harmlose Windmühlen seien, so wenig konnte er den Kampfesfeier des Herrn besänftigen, der ihm riet, sich in einem Graben zu verbergen, wenn es ihn grause, da er die bösen Gesellen auch allein umbringen könne. Mit diesen Worten gab er Rosinante die Sporen und drang mit lauten Schreien auf die Unholde ein. Obwohl er sich dem Schutze seiner Dulcinea von Toboso empfohlen hatte, wurde seine Lanze doch von einem Mühlenflügel erbarmungslos erfaßt, so daß Roß und Reiter auf das Feld flogen. Langsam erhob sich der Ritter und klagte den Zauberer Selendrian an, die Riesen, um seinen Sieg zu vereiteln, in Windmühlen verwandelt zu haben.



Die Gelegenheit hierfür ergab sich, als den beiden Helden am nächsten Mittag eine Reisegesellschaft begegnete, die aus einer Kutsche mit zwei adligen Damen und ihrer Begleitung sowie aus zwei Mönchen in schwarzen Kutten auf Maulteseln bestand. Diese hatten mit den übrigen Reisenden nichts zu tun, sondern waren nur ganz zufällig vor die Kutsche geraten. Don Quijote indessen hielt sie für Zauberer, die zwei Prinzessinnen entführt hatten, nahm eine drohende Haltung an und schrie ihnen entgegen, sie sollten ihr Opfer auf der Stelle freigeben. Die beiden Geistlichen verstanden den tollen Ritter nicht und machten deshalb keine Anstalten, ihm zu gehorchen, so daß er plötzlich gegen sie anritt. Der eine Pilger floh, der andere ließ sich rasch von seinem Maultier fallen.



Inzwischen hatte Don Quijote sich an den Kutschenschlag begeben, um den vermeintlich befreiten Damen seinen Gruß zu entbieten und ihnen folgende Ansprache zu halten: „Erlauchte, hochmögende Damen! Ihr seht eure Feinde, die schwarzen Unholde, in die Flucht geschlagen von dem starken Arm des fahrenden Ritters Don Quijote von la Mancha! Meine Tapferkeit hat euch die Freiheit verschafft, und ich begehre nichts weiter an Dank, als daß ihr unverweilt den Weg nach Toboso einschlagt, um dort meiner Herrin, der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, die Waffentat zu melden, die ich zu ihren Ehren für euch soeben verrichtet habe!“



Bevor noch eine Dame auf diese wunderliche Anrede Bescheid geben konnte, mischte sich ihr Stallmeister, ein zorniger Brausekopf, ein und schimpfte den Ritter, er solle sich mit seinem albernen Geschwätz zum Kuckuck scheren, oder er werde den Strauchritter so jämmerlich durchbläuen, daß ihm die Knochen im Leibe klapperten. Schweigend zog Don Quijote sein Schwert und holte zu einem so grimmigen Streiche aus, daß er den Stallmeister mitten gespalten hätte, wenn dieser nicht, nachdem er ausgestiegen war, rasch ein Polster aus der Kutsche gerafft und den Hieb damit aufgefangen hätte. Dann griff er selber überraschend an und brachte dem Junker an der Wange eine Wunde bei.



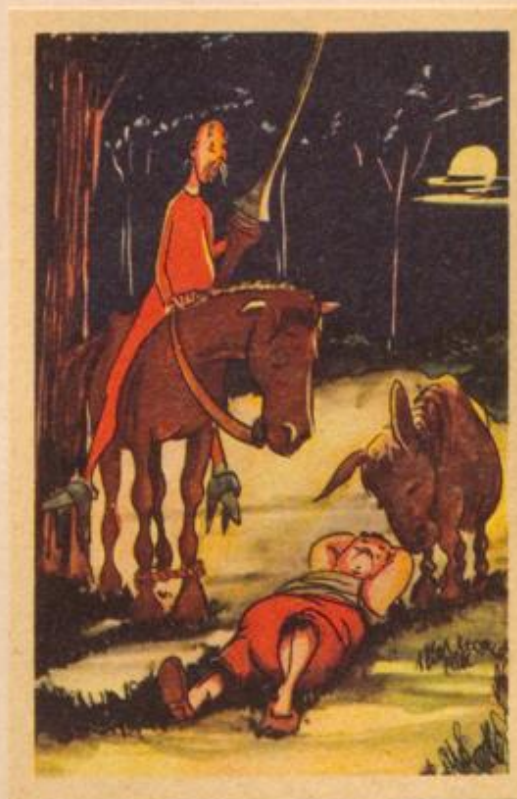
Don Quijote geriet nun in eine wahre Berserkerwut. Er drang so mächtig auf den Stallmeister ein, daß dieser umstürzte. Gleich sprang er vom Pferde, hielt dem Stallmeister die Spitze seines Schwertes vor's Gesicht und drohte schreiend, ihm die Kehle zu durchstoßen, wenn er sich nicht augenblicklich ergebe. Voller Bestürzung verließen die Damen ihre Kutsche. Die Gräfin, die die gefährliche Lage erkannte, warf sich vor Don Quijote auf die Knie und bat ihn um seine Großmut, ihrem Stallmeister das Leben zu schenken. Dieser Bitte konnte der Ritter sich nicht verschließen, forderte aber, daß der Besiegte sich unverzüglich nach Toboso begeben, um Dulcinea zu huldigen. Die Gräfin versprach es, und so konnten beide Parteien zufrieden weiterziehen.



Sancho Pansa aber hatte Angst und war zudem todmüde, und so band er, von Don Quijote unbemerkt, Rosinante die Vorderbeine zusammen, um sich dann gähnend neben seinen Esel zu legen und in festen Schlaf zu fallen. Als der Ritter davonreiten wollte, konnte das Pferd nur ein paar klägliche Schritte tun. Er verfluchte Selendrian, den finsternen Widersacher, der ihn wiederum um ein glorreiches Abenteuer betrügen wollte. Als Sancho Pansa morgens erwachte, löste er heimlich Rosinantes Fesseln und der Ritter sprengte zur Ecke des Felsens, hinter dem noch immer das unheimliche Geräusch erscholl. Als er dort in die Schlucht hineinlugte, sah er, daß die Töne von einer harmlosen Walkmühle herührten, die er aber auch für eine Blendung des bösen Zauberers hielt.



Gegen Abend blieb den beiden Recken wiederum nichts anderes übrig, als mit einem Nachtquartier unter den schattigen, hohen Bäumen an einem lustig sprudelnden Bache vorliebzunehmen, der von einem hohen, die Sicht versperrenden Felsen herabsprang. Der Knappe half seinem Herrn vom Pferde, das gleich dem Esel völlig erschöpft war und Kopf und Zunge bis zum Boden hängen ließ. Als sie ihren Durst gestillt hatten, vernahm Don Quijote ein merkwürdiges Geräusch. In regelmäßigen Abständen konnte er deutlich stoßende, wuchtige, dunkle Töne unterscheiden, die ihn erregten und die er für Laute aus der Werkstatt eines düsteren Zauberers hielt. Sogleich saß er auf, um dem schrecklichen Treiben des tückischen Unholds Einhalt zu gebieten.



Am folgenden Tage fanden sie am Ufer eines mittleren Sees einen Kahn angebunden, der herrenlos schien. Don Quijote erblickte hierin einen Wink, sich des Fahrzeuges zu bedienen, um gerade noch zu einem ihm beschiedenen Abenteuer zurechtzukommen. Er ließ die Tiere an einen Baum binden und zwang den zitternden Sancho Pansa, hinter ihm das Boot zu besteigen, das rasch von der Strömung fortgeführt wurde, bis eine Insel in Sicht kam, auf der sich eine Mühle befand. Don Quijote erklärte diese für ein verruchtes Zauberschloß, in dem irgend jemand eingekerkert sei, der auf seine Befreiung durch ihn warte, und unverzüglich wollte er an dieses Werk herangehen.



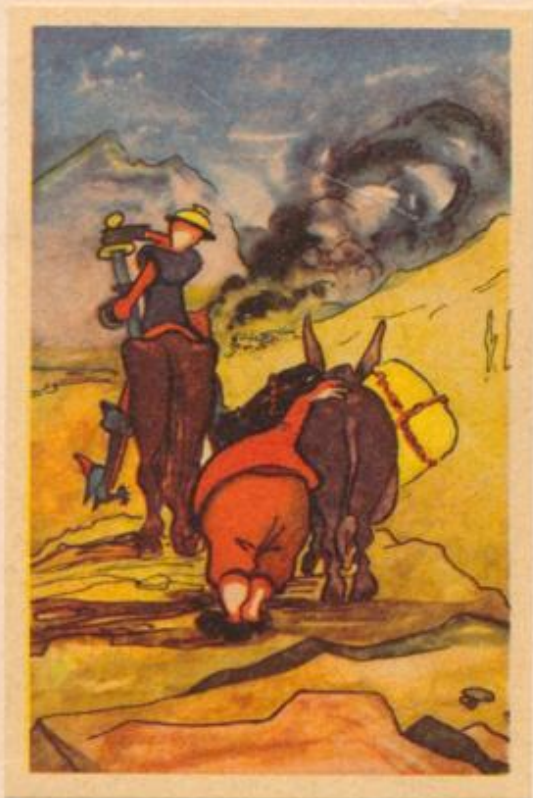
Sancho Pansa widersprach, aber der Ritter lenkte den Kahn gerade auf die Mühlräder zu, bei denen sich einige Müllerburschen aufstellten, um das Schiffein mit langen Stangen fortzustoßen, damit es nicht von dem sausen Gestell zermalmt werde. Gerade das brachte den Ritter in Harnisch, er fuhr unentwegt darauf los, bis die Müller den Kahn mit ihren Stangen zertrümmert hatten und die beiden Angreifer im Wasser lagen, aus dem die gutmütigen Burschen sie herauszogen. Da kamen auch die Fischer und verlangten für das Boot Schadensersatz, den der winselnde Knappe mit saurer Miene bezahlen mußte. Dann setzte einer von ihnen die beiden Abenteurer wieder an das Ufer über, wo Rosinante und der Esel geduldig gewartet hatten.



Endlich brach der Tag an, an dem Don Quijote von la Mancha großen Ruhm gewinnen durfte. Wie sie so dahinritten und der Ritter seinem Knappen lange Unterweisungen in ritterlicher Gesinnung erteilte, erblickten sie plötzlich jemanden über eine nahe Wiese galoppieren, dessen Kopfbedeckung in der Sonne hell aufblinkte. Rasch setzte der Ritter zum unerbittlichen Angriff an und versetzte den arglosen Reiter in einen solchen Schrecken, daß er absprang und querfeldein Reißaus nahm, wobei er seine schmutzige Kopfbedeckung verlor, die nichts anderes als ein Rasierbecken war. Der Überfallene war nämlich ein Barbier, der von einem Dorfe zum andern zog und sich zum Schutze gegen die Sonnenglut das Becken über den Schädel gestülpt hatte.

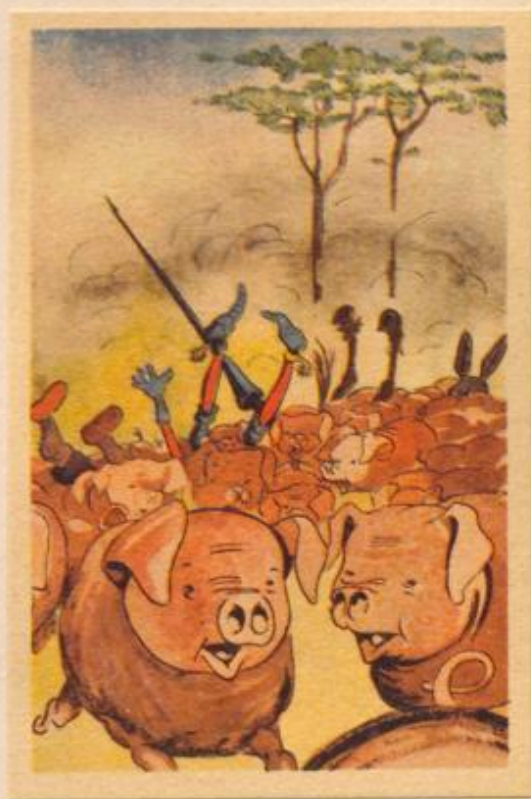


Don Quijote indessen pries das Rasierbecken als den sagenhaften, wunderbaren Helm des berühmten Mambrin und setzte es sich voller Siegerstolz auf. Da er natürlich kein Visier fand, behauptete er, der untere Teil des goldenen Helmes sei wegen seines Wertes eingeschmolzen worden, und er nahm sich vor, ihn in der nächsten Waffenschmiede ergänzen zu lassen, um sodann mit Mambrins Goldhelm unsterbliche Taten zu vollbringen. Inzwischen nahm Sancho Pansa dem zurückgebliebenen Gaule des Barbiers das fast neue Zaumzeug ab und tauschte es gegen sein abgetragenes ein. So verlief dieser Tag für beide Helden gewinnbringend.

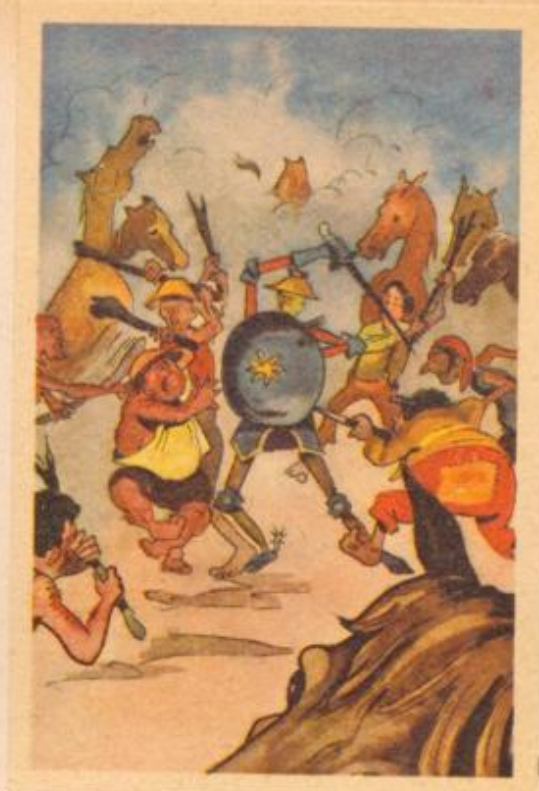


Gegen Abend des nächsten Tages kamen sie auf eine weite, kahle Heide. Sie bemerkten keine Hütte, die ihnen hätte als Unterkunft dienen können. So mußten sie sich denn auf der nackten Erde niederstrecken. Nach einer Weile erlauschte der Ritter ein seltsames Geräusch, das aus weiter Ferne zu kommen schien und ihm wie das dumpf brausende Herannahen eines Gespensterheeres vorkam. Der Boden erzitterte wie bei unterirdischem Beben und für Don Quijote war es ausgemacht, daß sich eine Zaubererschär verschworen habe, um ihm Mambrins Goldhelm zu entreißen. Auch Sancho war von dem höllischen Toben erwacht und verkroch sich hinter Cedevon, seinem Esel, während der Ritter sein Schwert ergriff, um dem herannahenden Ungemach mutig entgegenzutreten.

Da stürmte eine Herde von mehr als fünfhundert Schweinen heran, die von Viehhändlern zum Markte getrieben wurden und die, von Hunden gehetzt, in ihrer Angst schnarrend und grunzend alles zertrampelten, was sich ihnen in den Weg stellte. Ritter, Knappe, Pferd und Esel wurden über den Haufen gerannt und wälzten sich, über und über mit Kot beschmutzt und furchtbar zugerichtet, auf der Erde, die Beine himmelwärts gestreckt. Als sich Don Quijote wieder erhoben hatte, verwünschte er den Zauberer, der ihm seinen Helm nicht gönnte und ihm einen so schmachvollen Streich gespielt hatte. Unter Schwüren und Anklagen zog er mit dem Knappe weiter, da an Schlaf nicht mehr zu denken war.



Sie kamen in ein Tal, durch das sich ein von saftigen Wiesen umgebenes Bächlein schlängelte. Rosinante und Cedevon weideten mit Wohlbehagen, als das Roß plötzlich ein Rudel ungarischer Pferde bemerkte, die dort ebenfalls ihr Futter suchten. Das Streitroß bekam auf einmal Lust, die Gesellschaft seinesgleichen zu suchen, wurde aber unfreundlich aufgenommen und war bald in eine tolle Balgerei mit Beißen und Ausschlagen verwickelt. Die Pferdeknechte mischten sich ein und zerdroschen Rosinante, bis sie jämmerlich umfiel. Don Quijote und Sancho kamen nun ebenfalls herbei, der Ritter zog das Schwert und hieb einen der ungarischen Knechte nieder, aber da diese in zehnfacher Übermacht waren, verprügelten sie die beiden, bis sie reglos und wie tot auf der Erde lagen. Nun bekamen die Ungarn Angst und machten sich schleunigst aus dem Staube.



Nach vielen Stunden erwachte Sancho aus seiner Ohnmacht und sah, daß auch sein Herr noch lebte, sich aber kaum rühren konnte. Mühselig erhob er sich und stimmte dem Ritter zu, daß es nicht gut sei, heute nacht unter freiem Himmel zu kampieren, weil die Gegend voll böser Dämonen sei. Sancho suchte seinen Esel, dem er den Ritter auflud, während er Rosinante, die kaum auf die Beine zu bringen war, an den Schwanz Cedevons knüpfte. Er selber mußte gebeugt gehen, da ihn seine Beulen und Striemen beträchtlich schmerzten. Selbst in dieser Lage vergaß der Ritter nicht seine hohen Aufgaben und legte das Gelübde ab, den Balsam des Lebens in seinem Besitz zu haben, ehe zwei Tage vergangen seien.

Bald erreichten sie an der Straße ein Wirtshaus, das Don Quijote wiederum für eine Burg ansah. Die Wirtsleute waren gutmütige Leute und hatten Mitleid mit den beiden, nachdem Sancho erzählt hatte, sie seien von einem Felsen gestürzt. Die Frauen richteten ein Lager für den Ritter her, das zwar sehr armselig war und sich in einer Bodenkammer befand, das ihm aber sichtlich wohlthat. Über zwei wacklige Böcke waren vier Bretter, eine harte Matratze und eine zerrissene Decke gelegt. Auf dieser elenden Stätte wurde der ruhmreiche Don Quijote von der Wirtin über und über mit Pflastern bedeckt. Derweilen hielt der Ritter auf die huldvolle Burgfrau, die er in der Wirtin erblickte, eine schöne Lobrede.



In der gleichen Rumpelkammer hatte neben Sancho Pansa auch ein Eseltreiber sein Quartier aufgeschlagen, der vor kurzem mit dem streitsüchtigen Hausdiener der Schenke eine Prügelei gehabt und diesem dabei eine gehörige Tracht verabreicht hatte. Nachdem alles schlafengegangen war, tappte der rachsüchtige Knecht auf den Boden, um jenen Eseltreiber zu überfallen und ihm die erhaltenen Püffe zurückzuzahlen. Da aber alles dunkel war, erwischte der Mann aus Versehen unsern Ritter, von dessen Vorhandensein er nichts ahnte, und spielte dem Unglücklichen so arg zu, daß sein Lager zusammenbrach und Don Quijote ächzend unter seinen Brettern versank.



Durch diesen Krach wurde nun auch der redliche Wirt geweckt. Er stand auf und machte sich, um dem verdächtigen Poltern nachzugehen, mit dem Lichte in der Hand auf den Weg zum Dachboden. Inzwischen war auch der Eseltreiber, dem die Rache eigentlich gegolten hatte, erwacht. Er erkannte seinen Gegner an der Stimme, sprang auf und fiel über den ihm nächst liegenden Sancho Pansa her, diesen für den Hausknecht haltend. In diesen Kampf griff jetzt auch der Wirt ein, dessen Kerze alsbald von dem Winde verlosch, den die herumfuchteln den Arme und umhergeschleuderten Decken verursachten. In der Dunkelheit hieb jeder auf jeden ein, wobei Don Quijote und sein Knappe am meisten abbekamen, weil sie sich überhaupt nicht wehren konnten.

Dabei hatte Sancho Pansa noch Glück, weil der Wirt, dem ja daran gelegen war, den Frieden in seinem Hause wiederherzustellen, endlich dem bärenstarken Eseltreiber in die Arme fallen konnte, der sich über Sancho Pansa beugte, um ihn wie rasend mit beiden Fäusten zu bearbeiten. Jedoch besaß der gute Mann nicht genügend Kraft, den Tobsüchtigen zu bändigen, dessen gesammelter Zorn sich schließlich gegen ihn richtete, so daß der Wirt für seine wohlmeinenden Absichten mit einem Hagel kräftiger Schläge bedacht wurde, während sich Sancho Pansa unter seiner zerschlissenen Decke verkroch und seinen Retter dem mißlichsten Ergehen überließ. In diesem Durcheinander glaubte selbst er bald, daß das Haus ein Kastell sei, in dem ein schrecklicher Spuk umgehe.



Zufällig war am Abend auch ein Gerichtsbeamter eingekehrt, der auf den Radau hin sofort seinen Amtsstab ergriff und sich aufmachte, die Stätte zu suchen, an der offenbar ein Verbrechen geschehe. Es gebühlich zu verhindern, ließ ihm sein Pflichtgefühl nicht einmal Zeit, sich anzukleiden, so daß er im Nachthemde auf dem Kampfplatze erschien. Er tastete herum und geriet an die kalte Nase des Ritters, der besinnungslos unter den Trümmern lag, so daß der Richter wähte, einen Toten anzufassen. Sogleich schrie er aus Leibeskräften: „Mord! Mord!“ Alle erschrakten, der Wirt verzog sich, der Knecht schlich in den Stall und der Richter eilte fort, um ein Licht zu holen und den Fall näher zu untersuchen.



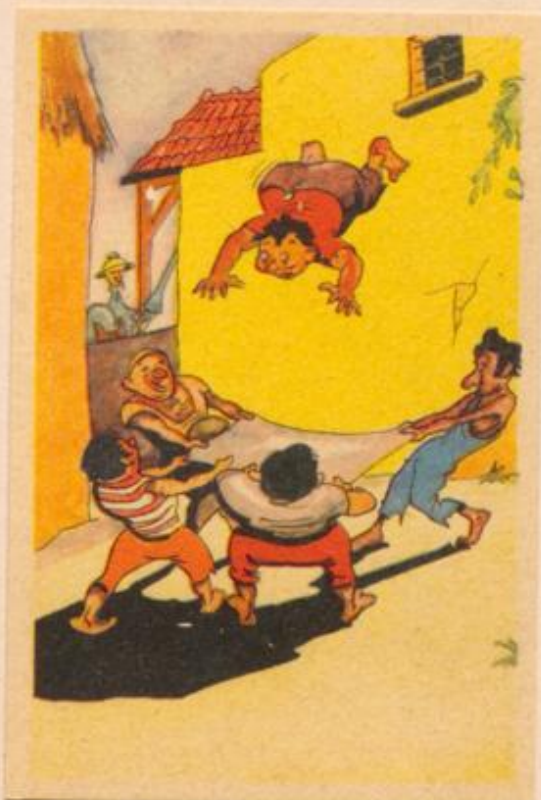
In diesem Augenblick kam der Gerichtsbeamte im Nachthemde mit dem Lichte zurück, um die Übeltäter gefangenzunehmen. Er war sehr erstaunt, nur noch die beiden bemarmernswerten Gestalten vorzufinden. Während Sancho Pansa fürchtete, den gewalttätigen Mohren vor sich zu sehen, sprach der Richter sie vertraulich und mitfühlend an. Don Quijote empfand gerade darin eine Beleidigung für seinen Stolz und brauste auf, indem er den Beamten auf's gröbste beschimpfte. Dieser geriet über die hochfahrende Zurechtweisung in hellen Zorn und schlug Don Quijote mit dem Leuchter wuchtig auf den Schädel, so daß das Licht ausging und der Richter die beiden wieder im Finstern zurückließ.



Als alles still geworden war, erholte der Ritter sich von seiner Ohnmacht und rief mit matter Stimme nach seinem Schildknappen. Sancho Pansa erwiderte stöhnend, daß er nicht schlafe und sich vor Schmerzen kaum rühren könne. Das Kastell sei verzaubert, meinte Don Quijote, ein böserartiger Mohr sei über sie beide hergefallen, nun aber werde er in die Küche gehen und nach einem nur ihm vertrauten Geheimrezept einen Balsam zubereiten, der ihnen im Nu ihre Kräfte wieder verleihe. Er kroch unter den Trümmern seiner Lagerstatt hervor und humpelte langsam zur Luke des Dachbodens. Ächzend folgte ihm sein Knappe, sie blickten betäubt in die Nacht hinaus und der Ritter schwor seinen Feinden furchtbare Rache.



Der Balsam sollte die beiden zerschundenen Helden nicht nur heilen, sondern auch ein Gegenmittel gegen die Zaubereien sein, die sie in den letzten Tagen heimgesucht hatten. Sancho mußte Wein, Salz, Öl und Bohnenkraut beschaffen, dazu Rosinen, Apfelschalen, Essig und Knoblauch, und dann braute Don Quijote beim Kerzenschein, nach umständlichen Vorbereitungen und unter Verbeugungen, Handbewegungen und seltsamen Sprüchen einen Trank, den er sogleich ausprobierte. Er mußte sich zuerst heftig erbrechen, geriet in starken Schweiß, schlief bis zum nächsten Morgen und wachte frischgestärkt von dem tiefen Schlafe auf. Bei Sancho Pansa waren die Folgen andere, denn er konnte vor Bauchweh kein Auge zumachen. Ohne Rücksicht darauf ließ der Ritter satteln. Sodann hielt er dem Burgherrn eine Dankesrede und sprengte aus dem Tore.



Dem Gastwirt aber genügte das nicht. Er wollte Geld sehen und hielt sich nun an Sancho, der sich vergeblich auf die Rittergesetze berief, nach denen Ritter nirgends etwas zu bezahlen bräuchten. Der Wirt machte Miene, sich an ihm zu vergreifen, jedoch wurde Sancho vorher von einer Schar ausgelassener Burschen gepackt, auf ein ausgespanntes Tuch geworfen und hoch in die Lüfte geprellt. Inzwischen eignete sich der Wirt Sanchos Schnappsack an. Als der Ritter sah, was für ein unwürdiges Spiel mit seinem Knappen getrieben wurde, kam er zurückgaloppiert, konnte aber weiter nichts tun, als wütend über die Hofmauer zu schimpfen, da das Tor verschlossen war. Erst als die Burschen müde waren, setzten sie Sancho auf seinen Esel und ließen ihn ziehen.

Von dem Prellen war Sancho Pansa so mitgenommen, daß er kaum seinen Cede von lenken konnte. Don Quijote versuchte, seinen Knappen zu trösten, indem er ihm bewies, daß jene Ritterburg ganz und gar verzaubert gewesen sei, während Sancho erwiderte, er wisse sehr wohl, daß es natürliche Menschen gewesen waren, die ihn dermaßen verprügelt hatten. Plötzlich bemerkten sie zwei große Staubwolken, die sich ihnen rasch näherten. Don Quijote erblickte in ihnen zwei gewaltige Heere, die in dieser ausgedehnten Ebene zum Kampfe aufeinander zueilten. Er jubelte laut, daß der Tag seiner Ehre angebrochen sei und daß er nun zu seinem Nachruhm unvergängliche Taten vollbringen werde.



Um für die gerechte Sache, die er zwar gar nicht kannte, Partei zu ergreifen und den Unterliegenden beizustehen, gab er seinem armseligen Rosse die Sporen und schoß wie ein Blitzstrahl und mit eingelegter Lanze zwischen die beiden Schafherden, die allmählich unter dem aufgewirbelten Staube sichtbar wurden. Mit donnerndem Schlachtruf stach er so heftig zu, daß er ein gewaltiges Blutbad unter den Schafen anrichtete. Die Hirten packte der Zorn und sie bewarfen den rasenden Ritter mit großen Feldsteinen. Von einem gewaltigen Klumpen in den Mund getroffen, sank er schließlich vom Pferde, während die Schäfer das Weite suchten.



Auch diesmal versteifte der Ritter sich darauf, daß der böse Zauberer Selendrian die feindlichen Krieger flugs in Schafe verwandelt habe, um ihm den Heldenruhm zu rauben. Sancho half ihm auf und lief zu seinem Esel, um Verbandszeug zu holen. Zu Tode erschrocken, merkte er dabei, daß sein Schnappsack verschwunden war. Der Ritter erkundigte sich, warum Sancho denn so bleich dastehe und sich an Cedeon festhalte, weil er in den Knien zitterte. Als er den Sachverhalt erfuhr, pries er auch dieses Mißgeschick als Vorboten großer Glücksfälle, und da nun nichts zu essen da sei, befahl er, den Hunger alsbald in einem Gasthause zu stillen, ohne sich wegen der Bezahlung Sorgen zu machen.

Es wurde Nacht, ohne daß sich eine Schenke gezeigt hatte. Da bemerkten sie eine Menge kleiner Lichter, die langsam auf sie zukamen. Der Knappe schlotterte vor Angst, und selbst der Ritter war nicht mehr so kühn wie stets. Allmählich konnten sie reitende Gestalten unterscheiden, die einen Sarg begleiteten und alle tief verschleiert waren. Es war demnach ein Leichenzug und gerade deshalb sprengte Don Quijote plötzlich hervor, um die Fremden anzuhalten und Rache für den Toten zu nehmen, von dem er vermutete, daß er ein umgebrachter Ritter sei. Die Fremden waren völlig verwirrt, als Don Quijote zwei von ihnen aus den Sätteln warf. Von einem Priester, dem er die Lanzenspitze auf die Kehle setzte, erfuhr er endlich, daß der Tote am Fieber gestorben sei.



Sofort ließ Don Quijote von seinen Racheplänen ab und rief seinen Schildknappen herbei, damit dieser die beiden Gestürzten aufrichte. Sancho Pansa hatte inzwischen im Halbdunkel des Fackelscheines einen wohlausgestatteten Packesel geplündert. Als er hinzukam, flüsterte er seinem Herrn zu, nur ganz schnell von hinnen zu reiten, bevor jemand den seines Gepäcks entledigten Esel entdeckte. Don Quijote befolgte den Rat, weil er mächtigen Hunger hatte. Sie waren noch nicht weit entfernt, als Sancho äußerte, daß Don Quijote wie ein „Ritter von der traurigen Gestalt“ aussehe, und dieser war es zufrieden, künftig einen so ungewöhnlichen Namen zu führen, wie es eben Ritterart war, stets ein besonderes Schildzeichen zu haben.



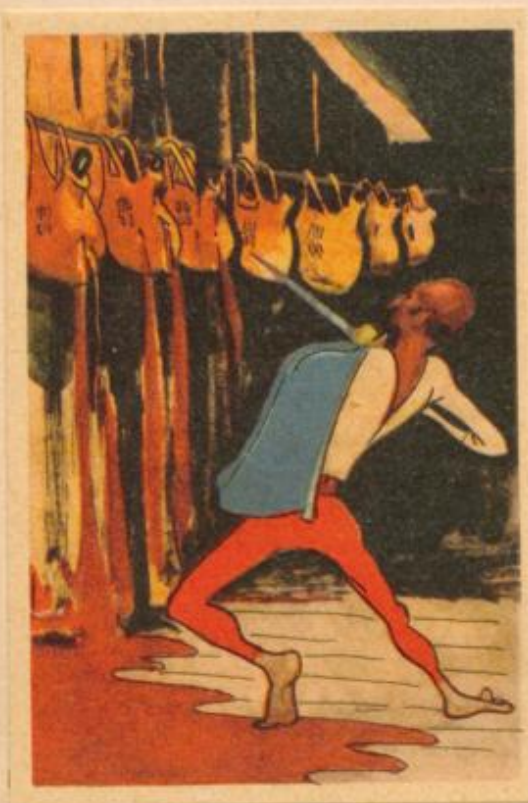
Des edlen Ritters Gelübde ließen sich jedoch nicht lange einhalten, denn schon nach ein paar Tagen kehrte Sancho Pansa mit einem neuen Esel und in Begleitung einer kummervoll dreinblickenden Prinzessin und ihres Stallmeisters zurück. Während die Männer ehrerbietig vor der Höhle warteten, sank das hochgeborene Fräulein vor Don Quijote auf die Knie und erklärte, sich nicht eher wieder erheben zu wollen, bis der tapfere Ritter von der traurigen Gestalt ihr versprochen habe, ihre Bitte zu erfüllen. Großmütig sagte Don Quijote alles zu, was die Prinzessin von ihm verlangen werde, worauf diese ihn anflehte, sie vor dem Thronräuber zu beschützen, der sie aus dem Reiche ihres Vaters vertreiben wolle.



Bei einer Rauferei mit Wegelagerern verlor Sancho Pansa eines Tages seinen geliebten Esel Cedevon. Ein anderes Mal fand er dafür Gepäck, das ein Reisender verloren hatte und das zahlreiche Goldstücke enthielt. Sie hatten Unterkunft in einer Höhle genommen und der Ritter trat am folgenden Tage unvermittelt vor seinen Knappen, hielt ihm eine wohlgesetzte Rede und gab ihm einen Brief mit dem Befehl, ihn Dulcinea von Toboso zu überbringen und mit einer Antwort seiner Herzensdame zurückzukehren. Er selber werde inzwischen Bußübungen vollbringen, strenges Schweigen beobachten und sich von Kräutern und Wurzeln nähren. Gehorsam bestieg Sancho Pansa die Rosinante und ritt mit den Goldstücken davon.



Sofort entflammt, befahl der Ritter seinem Knappen, ihn zu rüsten. Leider mußte der untröstliche Sancho Pansa zu Fuß gehen, als sie aufbrachen, weil die Prinzessin auf seinem Esel Platz genommen hatte. Don Quijote ahnte nicht, daß die Prinzessin der als Dame verkleidete Barbier, und der angebliche Stallmeister der Pfarrer seines Dorfes waren, die sich verabredet hatten, den geistesverwirrten Ritter unter diesen Masken nach Hause zu locken, um ihn dort zu heilen. Auf der Suche nach ihm waren sie auf Sancho Pansa gestoßen, der ihnen alles haargenau berichtet und sie zum Büsserorte Don Quijotes geleitet hatte. Unterwegs versicherte der Ritter der verfolgten Prinzessin nochmals auf's heiligste, daß er den Frevler bestrafen werde.



Nachdem Don Quijote sich in einer Schenke zur Ruhe gelegt hatte, berieten Pfarrer und Barbier, wie sie die weitere Reise bewerkstelligen sollten. Plötzlich hörten sie über sich heftiges Kampfgeräusch. Sie eilten auf den Boden und sahen den Ritter im Nachtgewand, mit dem Schwerte in der Faust, gnadenlos die Weinschläuche zerfetzen, die an den Wänden hingen, so daß der rote Wein die Kammer fast bis über die Fußknöchel füllte. Dazu fluchte und wettete der Junker, daß sich alle Teufel hätten vereinigen müssen, um seine Verwünschungen zu verwirklichen. Der Wirt wurde von dem Pfarrer schließlich beschwichtigt und es gelang den Leuten nach einer Weile doch, Don Quijote wieder in sein Bett zu bringen.

Man beschloß, rasch einen Käfig zu zimmern. Dann verkleideten der Wirt und seine Leute sich in gespenstische Wesen, die lange, rote Gewänder trugen. Sie schlichen sich behutsam an das Lager des schlafenden Ritters, warfen sich über ihn und fesselten ihn. Die Einbildung des Junkers wurde um so vollständiger, als während dieses Vorganges durch die Dachkammer eine schaurige Stimme hallte, die den Zauberer Selendrian nachahmte und dem Ritter frohlockend erklärte, daß er nun vollends überlistet und gefangen sei. Erstaunt sah er um sich und starrte die sonderbaren Dämonen an, die ihn umgaben, und ließ sich widerstandslos in den Käfig sperren, der sofort zugemagelt wurde.

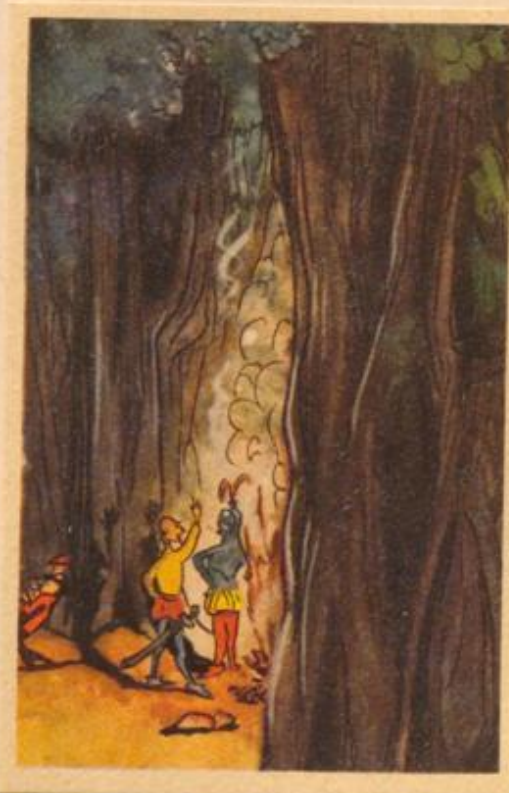


Der Käfig mit dem gefesselten Ritter wurde von der Bodenkammer hinabgetragen und auf ein gemietetes Ochsengepann gehoben, das schon bereit stand, um ihn heimzuführen. Die Menschen auf den Straßen bestaunten das wunderbare Gespann, während Don Quijote sich völlig ergeben in sein Schicksal verhielt und nur über die grausame Macht der neidischen Zauberer Betrachtungen anstellte. In seinem Dorfe wurde der Junker von seiner Haushälterin und seiner Nichte mit großem Wehklagen empfangen. Glücklicherweise wehrte er sich nicht im geringsten dagegen, ausgekleidet in's Bett gebracht zu werden, weil er überhaupt nicht zu begreifen vermochte, was um ihn vor sich ging.



Einige Wochen blieb der Ritter ruhig und machte einen ganz vernünftigen Eindruck. Als aber eines Tages der Pfarrer absichtlich das Gespräch auf die fahrenden Ritter brachte, mußte er erfahren, daß diese Einbildungen keineswegs im Kopfe des Junkers erloschen waren. Ja, sie wurden durch einen jungen Doktor, der vor kurzem von der Universität gekommen war, noch angefacht, weil er die Ansicht vertrat, daß man Geisteskranke übertrumpfen müsse, um sie gründlich zu heilen. Darum redete der Arzt dem Junker zu einer neuen Ausfahrt zu. Der Ritter beobachtete sehr wohl, daß er unter Aufsicht stand, und verstand es, sich mit Sancho Pansa, der in seiner Eitelkeit und Geldsucht leicht zu überzeugen war, heimlich zu verabreden. Und eines Abends gelang es beiden, ungehindert wieder aufzubrechen.

Einige Tage danach wählten sie zur Nachtruhe ein kleines Gehölz. Bald erwachte Don Quijote von den Stimmen zweier Männer. Er weckte sofort seinen Knappen und schritt auf die Fremden zu. Einer war ein Ritter, mit dem sich jedoch anstatt eines Streites ein friedliches Gespräch ergab. Als aber der andere, dessen Panzer mit einem spiegelbestickten Goldüberhang bedeckt war, behauptete, kürzlich den berühmten Ritter von der traurigen Gestalt besiegt zu haben, stritt Don Quijote das heftig ab und forderte eine Waffenentscheidung. Sie verabredeten einen Zweikampf am frühen Morgen und machten aus, daß der Besiegte alles tun müsse, was der Sieger verlangen werde.



Da nun das Pferd des andern gerade bockte, als beide Ritter ihre Lanzen eingelegt hatten, fiel es Don Quijote leicht, ihn aus dem Sattel zu stoßen. Er setzte die Spitze des Schwertes auf die Kehle des Besiegten, forderte die Zurücknahme aller ehrenrührigen Behauptungen und die Huldigung an Dulcinea von Toboso. Jener gelobte alles und entpuppte sich, als er sein Visier lüftete, als – der Arzt aus Don Quijotes Dorf, wie sein Knappe sich als ein Nachbar Sanchos herausstellte. Beide hatten diesen Anschlag geplant, um Don Quijote zu besiegen und ihm die Heimkehr zur Bedingung zu machen. Dieser jedoch war nicht zu überzeugen, sondern behauptete, daß der böse Zauberer Selendrian nur die Ähnlichkeit vorspiegeln, um ihn zu narren, bis der Arzt betrübt das Feld verließ.



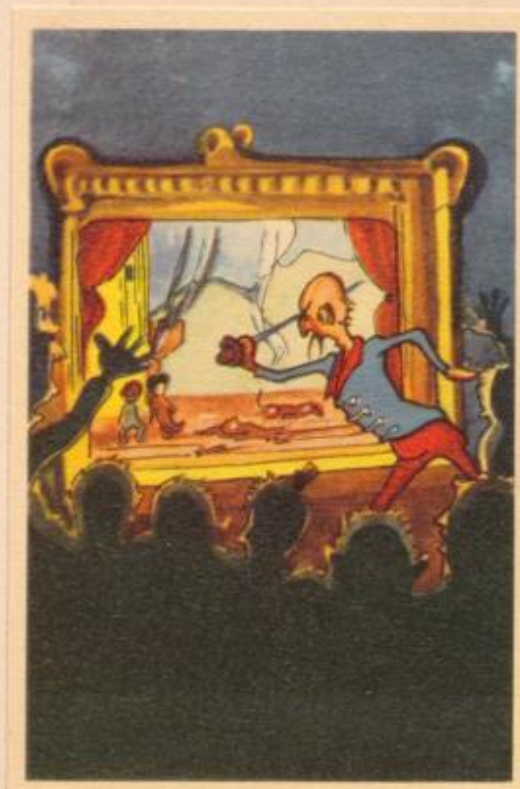
Nachdem Don Quijote sich gereinigt hatte, rief er siegesdurstig aus, er sei nun bereit, der Feind möge es nur wagen, heranzukommen! Dieser bestand aus einem Wagen und einem friedlichen Fuhrmann, der den Auftrag hatte, zwei stattliche Löwen von einem Hafen zum königlichen Hofe zu bringen. Don Quijote hielt ihn barsch an und verlangte unverzüglich die Bestien zu sehen, obwohl alle, die dabei waren, ihn fast kniefällig baten, einen solchen Leichtsinns zu unterlassen. Der Ritter aber war wie besessen, den Löwen im Namen seiner Dulcinea von Toboso entgegenzutreten, so daß die Gesellschaft sich mit den Reittieren flugs in Sicherheit brachte, als der Fuhrmann zitternd den Käfig öffnete.



Stolz ritten die beiden Helden weiter und überholten bald einen vornehmen Reiter, der an Don Quijote Gefallen fand und ihn in sein Landhaus einlud. Inzwischen hatte Sancho einen Schafhirten angesprochen, um bei ihm Käse zu kaufen. Als sein Herr ihn rief, weil sich in der Ferne ein Gefährt zeigte, legte der Knappe rasch den Käse in den sogenannten Goldhelm, weil er kein anderes Gefäß dafür besaß. Don Quijote aber ergriff voller Abenteuerlust rasch den Helm, stülpte ihn auf und wunderte sich über den Brei, der ihm von der Stirn über die Wangen lief. Aber er hielt das für ein gutes Vorzeichen, daß ihm ein großartiger Kampf bevorstehe, und als er endlich merkte, daß es nur feuchter Käse war, schob er diese Hinterlist wieder seinem Gegner Selendrian zu.



Der Ritter trat, gepanzert und gewaffnet, dicht an den Löwen heran. Dieser dehnte sich, sperrte den Rachen auf, steckte den Kopf zum Verschlag heraus, sah Don Quijote gelangweilt an, drehte sich um und legte sich dann auf die Seite, ohne Don Quijote weiter zu beachten. Der Held jedoch fieberte förmlich, das Tier zu Ehren seiner Dame in Stücke zu hauen. Schließlich war er damit einverstanden, den Käfig wieder zu schließen, nachdem er geprahlt hatte, daß das Raubtier den Kampf aus Feigheit nicht wage. Er ließ den Fuhrmann weiterziehen und befahl ihm, dem König zu berichten, daß der Ritter von la Mancha bereit gewesen sei, sein Leben für seine Erwählte in die Schanze zu schlagen.



Als sie wieder einmal in eine Schenke kamen, sah Don Quijote sie diesmal nicht für ein Ritterkastell an. Dort hatte sich auch ein Vorführer mit seinem Puppentheater eingefunden, der Don Quijote erkannte, weil sich dessen Narreteien inzwischen im ganzen Lande herumgesprochen hatten. Er lud den Ritter ein, an der ersten Vorstellung als Ehrengast teilzunehmen. In dem Spiele wurde eine Burgfrau dargestellt, die sich in der Gefangenschaft eines Mohrenfürsten befand, was Don Quijote dermaßen ergriff, daß er das Theater vergaß und in seinem Eifer, allen Bedrängten beizustehen, grimmig sein Schwert ergriff, zur Bühne sprang und mit unstillbarem Zorn eine gewaltige Zerstörung unter den Puppen anrichtete. Als er sich endlich überzeugen ließ, daß Selenidian ihn schon wieder getäuscht hatte, ersetzte er dem Gaukler den ganzen Schaden.

Eines Tages sahen sie auf einer Wiese eine vornehme Jagdgesellschaft, und Don Quijote riet durchaus richtig, als er das fürstliche Paar in ihrer Mitte für ein Herzogspaar hielt. Er befahl Sancho, bei der hohen Dame um die Gunst eines Empfanges zu bitten, der auch sogleich gewährt wurde, als die Herzogin den Namen des berühmten Ritters hörte. Voller Stolz nahte nun der Junker auf Rosinante, in der Erwartung, daß Sancho ihm beim Absitzen behilflich sein werde. Dieser aber war zurückgeblieben, und da der Ritter vor lauter Stolz nicht hinsah, als er schwingvoll hinabsprang, schwebte er in's Leere, weil sich ihm nicht Sanchos stützende Hand darbot. Rasch griff er nach seinem Sattel, der nur locker aufgelegt war, und zog ihn mit, als er der Länge nach in's Gras fiel.



Die Hofgesellschaft mußte über dieses Bild des wackeren Ritters laut lachen. Um es aber mit der Laune Don Quijotes nicht zu verderben, rief der Herzog zwei Jäger herbei, die ihm wieder auf die Beine halfen. Dann begrüßte er ihn mit gut gespielter Höflichkeit wie einen weltberühmten Helden, indem er vom Pferde stieg, ihn umarmte und seinen Unfall lebhaft bedauerte. Don Quijote hingegen versicherte, daß es für ihn nichts Ehrevolleres geben könne, als dem Herzog und seiner hohen Gattin seine Dienste anbieten zu dürfen. In der Tat nahm sich das Herzogspaar vor, sich mit Don Quijote und seinem ulkigen Knappen ein paar lustige Tage zu verschaffen, und so luden sie ihn mit blumenreichen Worten auf ihr Schloß ein.



Nach dem Essen näherten sich Don Quijote vier feine Edelfräulein, um ihn zu barbieren. Auf einmal aber war derjenige, die das Becken hielt, das Wasser ausgegangen, und sie eilte fort, neues zu holen. Da sie nicht zurückkam, ging die zweite ihr nach, und so fort, bis alle weg waren. So saß Don Quijote eingeseift eine halbe Stunde inmitten des Saales, worüber sich die Damen und Herren wie das Gesinde amüsierten, ohne es sich jedoch merken zu lassen. Obwohl der Ritter sich ganz geduldig verhielt, schien es dem Herzog doch geraten, ihn endlich von seinem schaumbedeckten Barte befreien zu lassen, und damit Don Quijote nicht argwöhnisch werde, ließ sich der Herzog noch rasch selber rasieren.



Der Herzog schickte einen Kammerherrn zum Schlosse voraus, um die Dienerschaft zu instruieren, wie sie den Ritter von la Mancha zu behandeln habe. Als dieser mit der Gesellschaft eintraf, jubelte ihm das inzwischen aufgestellte Volk laut zu und ließ die Krone der fahrenden Ritter ein über das andere Mal hochleben. Fähnchen wurden geschwenkt, Lieder gesungen und Tänze vorgeführt, so daß Don Quijote eine immer gnädigere Miene annahm und bedauerte, keinen Sack mit goldenen Münzen zu besitzen, die er unter die Leute werfen könne. Auf seinem Zimmer fand Don Quijote schöne Gewänder aus kostbaren Stoffen vor. Er kleidete sich um und begab sich dann zum Mahle im großen Rittersaale.



Um das Spiel mit den beiden Narren noch lustiger zu machen, übertrug der Herzog dem Sancho Pansa die Statthalterschaft über eine Insel, die zu seiner Herrschaft gehörte. Infolgedessen bat die Herzogin den neuen Statthalter, ihren Hofdamen am Nachmittag Gesellschaft zu leisten. Sancho wurde vornehm herausgeputzt und bewegte sich dann teils geziert, teils derb-offenmütig in der Schar adliger Damen, die sich vergnügt darin überboten, der neuen Exzellenz überschwängliche Schmeicheleien zu sagen. Sancho erzählte von den Begebenheiten mit seinem Herrn und dessen Herzensdame Dulcinea von Toboso, trauerte seinem Esel Cedevon nach und schwur Stein und Bein, dem Ritter ewig die Treue zu halten.



Es blieb dem Statthalter Sancho Pansa leider nichts weiter übrig, als mit zerrissenen Hosen auf die Festwiese zu reiten, auf der der Eber gebraten und verzehrt wurde, was ihm aber immer noch besser als die Jagd selber gefiel. Auf einer Waldblöße waren die Zelte aufgestellt und es duftete herrlich nach Gewürzen und mancherlei anderen Genüssen. Es wurde reichlich getafelt, und da der Statthalter als besonderer Günstling der Herzogin galt, durfte er in ihrer Nähe sitzen und sie mit seinen drolligen und bauernschlaun Weisheiten ergötzen. Die Hofdamen und Herren schüttelten sich vor Lachen, ohne daß der Statthalter etwas Verdächtiges dabei fand.



Zu den festlichen Belustigungen, die man am herzoglichen Hofe plante, gehörte auch eine Eberjagd, zu der Don Quijote in voller Rüstung erschien, während der Statthalter Sancho ein kostbares Kostüm angelegt hatte. Er traute sich nicht von seinem Esel, auf dem er sich auch noch nicht sicher genug fühlte, als der wilde Eber von den Treibern herangehetzt worden war und einen wütenden Anlauf gegen die Jäger nahm. Flugs kletterte Sancho Pansa auf eine Eiche, die in der Nähe stand, rutschte aber aus und fiel gegen einen spitzen Ast, auf dem er mit dem Hosenboden hängen blieb. Nachdem der Eber erlegt war, wurde er aus seiner mißlichen Lage befreit und von Don Quijote mit tadelnden Worten bedacht.



Es war schon ganz dunkel, als plötzlich der große Wald im Hintergrund zu brennen schien und alles mit gespielm Schrecken einen ungeheuren Lärm vernahm, der immer näherkam. Auf einmal traf ein maskierter Reiter ein, der dem Hofmarschall meldete, daß der Zauberer Merlin im Anzuge sei und Dulcinea von Toboso mit sich führe, die in eine alte, runzlige, häßliche Bäuerin verwandelt worden sei. Merlin werde dem Ritter von la Mancha mitteilen, wie Dulcinea indessen erlöst werden könne, und Don Quijote erklärte sich mit Feuereifer bereit, für seine Dame bis zum Tode einzutreten. Da stieß der Melder in sein Horn, machte kehrt und galoppierte davon.



Es knallte und zischte, blies und klirrte, bis auf einmal ein Wagen heranzog. Da setzte zarte Musik ein, die verummten Begleiter senkten ihre Fackeln und die schwarze Gestalt, die hoch auf dem Gefährt thronte, zog ihre Kapuze vom Kopfe, so daß ein grauenhafter Totenschädel sichtbar wurde. Mit dem Stabe, den sie in der Hand schwang, gab sie ein Zeichen und brachte die Musik zum Verstummen. Mit dumpfer, hohler Stimme sprach nun der totenköpfige Dämon, daß die wunderbare Dulcinea von Toboso nur dann erlöst werden könne, wenn Sancho Pansa sich freiwillig dreitausend Geißelhiebe auf das nackte Hinterteil versetzen lasse.



Nun wurde der Höllenlärm immer stärker, Trompeten erschollen, Trommeln rasselten, Pfeifen quietschten und eine unsichtbare Menge stieß gellende Schreie aus. Don Quijote stutzte und wurde bleich, seine Blicke wurden starr und groß, und Sancho Pansa sank vor lauter Furcht hintenüber und blieb wie ohnmächtig liegen, während ihm der Schweiß auf die Stirne trat, so daß die Herzogin ihm Duftwasser auf die Wangen spritzen ließ, damit er wieder zu sich komme. Vorsorglich griff das Gefolge des Herzogs nun auch noch zu den Waffen, so daß der Ritter glaubte, gleich werde eine gewaltige Schlacht entbrennen, deren Getümmel für seine Herrzensdame gefährlich werden müsse.



Sancho Pansa erwachte plötzlich aus seiner Erstarrung, als er vernahm, was ihm bevorstand, und schrie gewaltig, daß er das niemals tun werde, eher möchte er in einen aussätzigen Hottentotten verzaubert werden. Da fuhr der Ritter empört auf und versprach mit fester Stimme, seinem Knappen stattdessen sechstausend Hiebe auf das Gesäß zu verabfolgen und ihn noch obendrein an einen Baum zu binden, aber der Geist nahm dieses edelmütige Anerbieten nicht an, sondern wiederholte, daß Sancho Pansa sich freiwillig opfern müsse. Alle setzten dem Statthalter nun zu, das Herzogspaar, Don Quijote und die Herren und Edeldamen, so daß er ganz verzweifelt war und schwitzend um einen Entschluß rang.



Tapfere Stimmen wurden laut, die sich erboten, an Stelle des Statthalters das verlangte Opfer auf sich zu laden, aber der Dämon blieb beharrlich und forderte es bedingungslos von dem Statthalter. Als nun gar die verehrte Frau Herzogin ihn anstieß und ihm bedeutete, daß er sie nicht enttäuschen dürfe, stimmte er mit der unglücklichsten Miene von der Welt zu, die dreitausend Schläge auf sich zu nehmen. Heller Jubel brach im Festlager aus, alle umarmten den grollenden Statthalter und der Wagen fuhr mit zierlicher Musik davon, nachdem Merlin die arme Dulcinea wieder verhüllt hatte. Ihm folgte der Hof in lauter Freude über den heldischen Entschluß des getreuen Knappen, der mit verbitterten Gefühlen auf seinem Esel saß.



Um den Widerstand des Knappen zu brechen, zeigte der Zauberer Merlin nun der Gesellschaft eine herrliche Frauengestalt, deren Gesicht er behutsam enthüllte und die den hartgesottenen Knappen mit rührender Stimme bat, sie in ihrer Not doch nur nicht im Stiche zu lassen. Nur einmal noch habe Merlin ihr erlaubt, in ihrer früheren Schönheit und Anmut zu erscheinen, um den Sinn des verschlossenen Knappen zu erweichen. Gelingen das aber nicht, dann werde sie wieder in ein abscheuliches Weib verzaubert werden, bis Sancho seinen guten Willen durch die Tat bewiesen habe. Viele Frauen fingen nach diesen Worten an zu weinen und selbst die Herzogin wischte sich die Augen.



Ein paar Tage darauf saß die Gesellschaft bei der Tafel und war immer noch des Lobes voll für die Tapferkeit ihres neuen Statthalters, als aus dem Parke eine unendlich traurige Musik zu vernehmen war. Alles lauschte und Don Quijote machte sich gefaßt, wieder eine Probe seines Mutes geben zu müssen, während Sancho keineswegs auf Abenteuer begierig war. Nicht lange dauerte es, bis drei schwarz maskierte Männer eintraten, von denen einer einen langen Talar und einen Säbel trug. Dieser, der einen langen, weißen Bart umgehängt hatte, verkündete, daß die verzauberte Gräfin Trifaldi die Hilfe des mächtigen Ritters von la Mancha begehre, und der Herzog erklärte sich sofort einverstanden, die Gräfin zu empfangen.



Als die Dunkelheit hereingebrochen war, hatte Sancho Pansa unter den Drohungen Don Quijotes seine Weigerung, mit durch die Lüfte zu reiten, aufgegeben. Inzwischen waren im Garten hölzerne Gestelle aufgestellt worden. Nun verbanden einige Diener dem Ritter und seinem Knappen die Augen, führten sie hinaus und hoben sie auf die vermeintlichen Zauberpferde. Don Quijote redete Sancho zu, ja die Binde vor den Augen zu lassen, damit sie nicht aus der schwindelnden Höhe abstürzten. Der Wind wurde mit einigen Blasebälgen gemacht. Auch die Region, in der es donnerte, und jene, in der Hagel fiel, wurden vorgespielt, indem mit Blechplatten gerasselt und mit kleinen Kieselsteinen geworfen wurde.



Die Saaltür öffnete sich erneut und die gänzlich verhüllte Gräfin zog mit ihren Kammerfrauen ein. Sie sank vor Don Quijote auf die Knie und berichtete weinend, daß der grausame Riese Malambruno sie mit einem häßlichen Barte behaftet habe, weil sie einer Prinzessin diene, die nicht ebenbürtig geheiratet habe. Die Gräfin schlug ihren Schleier zurück und zeigte dem Ritter einen furchtbaren schwarzen Bart, von dem zu befreien er einen Kampf mit dem schauerlichen Riesen bestehen solle. Don Quijote zögerte keinen Augenblick und äußerte nur die Sorge, wo er Malambruno treffen könne. Doch stellte dafür der Herzog sogleich seine Zauberpferde Clavilenno und Clavilenna zur Verfügung, die den Ritter und seinen Knappen tausend Meilen zu dem Riesen würden.



Als die beiden Reiter in die Feuerzone gelangten, wurden neben den Pferdegestellen Lumpen entzündet, so daß der Rauch ihnen in die Nasen stieg und ihnen das Flammenmeer vorgaukelte, durch das sie mitten hindurch ritten. Don Quijote klopfte seinem Clavilenco ermunternd den Hals, während Sancho Pansa am ganzen Leibe zitterte, denn er fürchtete, nur mehr in gebratenem Zustande auf die Erde zurückzugelangen. Der Ritter sprach ihm Mut zu und versicherte, daß in der Höhle des grausamen Riesen Malambruno ein großer Schatz liege, den sie erbeuten würden, sobald er den Feind erschlagen habe. Diese Aussicht erfüllte den Knappen wieder mit der Neigung, durchzuhalten.



Während solcher Reden der beiden Reiter waren an den Holzpferden Raketen befestigt worden, die jetzt angezündet wurden und mit lautem Getöse losgingen. Von dem Luftdruck wurden die Gestelle umgestürzt und Ritter und Knappe fielen der Länge nach in den Sand. Als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, sahen sie die ganze Hofgesellschaft ebenfalls auf dem Boden liegen. Verwundert lasen sie auf der Tafel, die vor ihnen an einem Speer angebracht war, daß Malambruno sich vor dem Kampfe mit Don Quijote ängstigte und deshalb die Gräfin Trifaldi freigegeben habe. Da weckten sie das Herzogspaar und die anderen aus der vorgetäuschten Ohnmacht und sonnten sich in ihrem neuen Ruhme.

Es war nun an der Zeit, Sancho Pansa in sein neues Statthalteramt einzuführen. Er wurde prächtig angezogen, auf einen fürstlich geschmückten Maulesel gesetzt und von einem großen Gefolge in ein kleines Städtchen geleitet, das dem Herzog unterstand und in dem alle Leute auf das Possenspiel vorbereitet waren. Auch der Esel Sanchos zog ehrenhalber mit, von Edelknaben geführt und mit einem leeren Prunksattel auf dem Rücken. Der Einzug des Statthalters wurde ein rauschendes Fest, der Magistrat überreichte die Stadtschlüssel, die Turmglocken läuteten, Ehrenjungfrauen umsäumten seinen Weg und das Volk jubelte ohne Ende seinem neuen Oberhaupte zu.



Der Statthalter wurde gebeten, sogleich Gericht zu halten, wobei er seinen unverbildeten Bauernverstand bewies. Zuerst bereinigte er einen Streit zwischen einem mißtrauischen Bauern und einem gerissenen Schneidermeister. Dann schwor ein Schuldner, der dem Gläubiger seinen Spazierstock während des Eides zu halten gab, daß er das Darlehen von zehn Gulden zurückgezahlt habe. Sancho aber brach den Stock entzwei und fand darin die Goldstücke, so daß wohl der Eid zutraf, die Schuld aber nicht beglichen worden war, weil der Schuldner nach der Eidesleistung seinen Stock vom Gläubiger zurückbekommen hatte. So versetzte der Statthalter das Volk durch seine Gewitztheit in erhebliches Erstaunen.



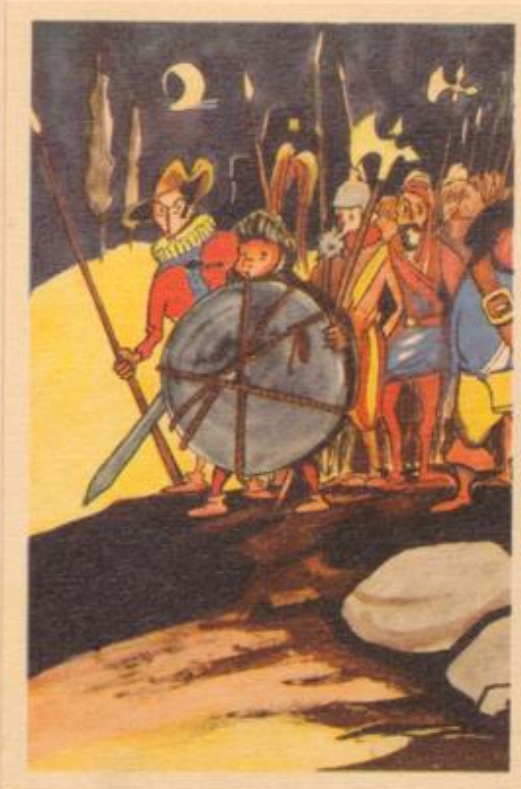
Als Sancho im tiefsten Verdauungsschlaf ruhte, wurde er unsanft von einem Boten geweckt, der ihn zu dringenden Regierungsgeschäften rief. Soeben sei eine Polizeiwarnung eingelaufen, daß ein Anschlag auf das Leben des Statthalters geplant sei. Nach dem ersten Schrecken befahl er sofort Verstärkung der Wache und einige Verhaftungen und vernahm in der Stadt einen entsetzlichen Lärm, Stimmengewirr, Trommeln, Schüsse und laute Schreie. Ehe er noch das Fenster öffnen konnte, drangen zwanzig Soldaten in sein Schlafzimmer und riefen ihn, sich rasch an die Spitze der Truppen zu stellen, um die Staatsfeinde niederzuschlagen.



Nach dieser anstrengenden Arbeit begab sich der Statthalter zum Mahle in seinem Palast. Die Tafel brach vor lauter Leckerbissen, aber daneben faßte der Leibarzt Posten und ließ jedes Gericht abtragen, sobald Sancho davon kosten wollte. Der Statthalter fuhr empört auf, mußte aber erfahren, daß der Leibarzt nach dem Gesetz über seine Gesundheit zu wachen habe und Unmäßigkeiten nicht dulden dürfe. Wütend befahl er dem Arzt, zu verschwinden, bekam aber nun gar kein Essen mehr. So mußte Sancho bis zum Abend warten, ließ sich dann aber unter strengstem Befehl seine Lieblingsgerichte bringen und tafelte, bis er fast platzte.



Voller Furcht willigte der Statthalter ein, sich allerschnellstens rüsten zu lassen und mit Entschlossenheit das Oberkommando zu übernehmen. In der Eile, die die ausgebrochene Revolution gebot, hatte er nicht mal zum Anziehen Zeit, sondern mußte sich zwei große Schilde vorn und hinten über das Nachthemd binden lassen. Wegen seiner Körperfülle gelang es nicht ohne weiteres, die Stricke zu knüpfen, so daß die Soldaten ihn auf die Erde legten und sich auf die Schilde knieten, um die Panzer zusammenzudrücken. Nur die Arme und Füße guckten noch hervor, so daß Sancho Pansa wie eine Schildkröte eingezwängt war.

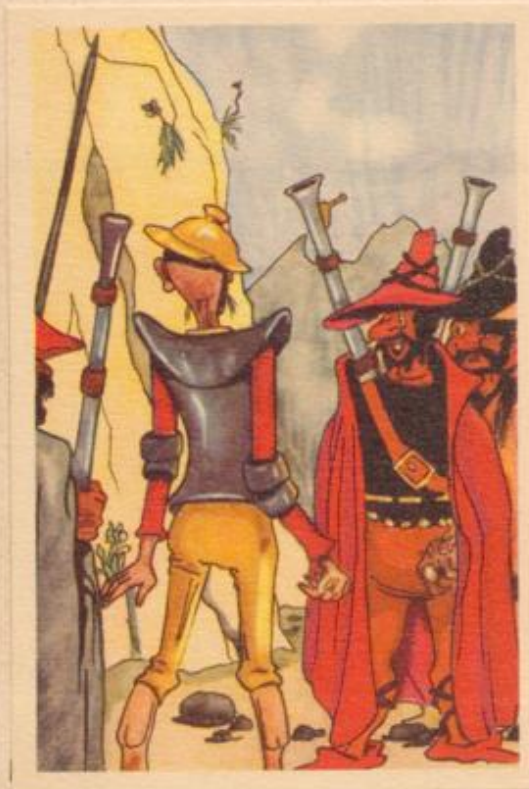


Endlich konnte man den dicken Statthalter aufrichten und ihm eine lange Lanze in die Hand drücken. Er konnte kaum einen Schritt gehen, weil die kurzen Beine gegen die Schildränder stießen, und gleich beim ersten Versuch fiel er um. Die angeblich Kämpfenden kamen indessen immer näher und alsbald erhob sich über ihm ein heftiges Getümmel. Schwertstreiche sausten auf seinen oberen Schild, die Feinde traten auf ihm herum, und Sancho Pansa zog sich wie eine Schnecke mit den Gliedmaßen in's Gehäuse zurück, um nur nicht zu Schaden zu kommen. Im stillen verwünschte er sein Amt und sah ein, daß das Regieren mancherlei Beschwerden und Gefahren mit sich bringe.

Endlich vernahm der Statthalter in seiner bedrängten Lage laute Jubel- und Siegesrufe, aus denen er schloß, daß der Feind fliehe und die Aufständischen infolgedessen von ihrem Handel abgelassen hätten. Die Soldaten umringten ihn und beglückwünschten ihren Hauptmann zu seinem glänzenden Siege, aber dieser bat, ihn erst einmal vom Boden aufzuheben und wieder auf die Beine zu stellen. Dann band man ihm die Schilde ab, trocknete seine Stirn und bot ihm Wein dar, den er gierig hinunterschlürfte. Er hörte nur mit halbem Ohre zu, als ihm sein Kabinettschef die Einzelheiten der Schlacht vortrug und über die künftigen Sicherheitsmaßnahmen berichtete.

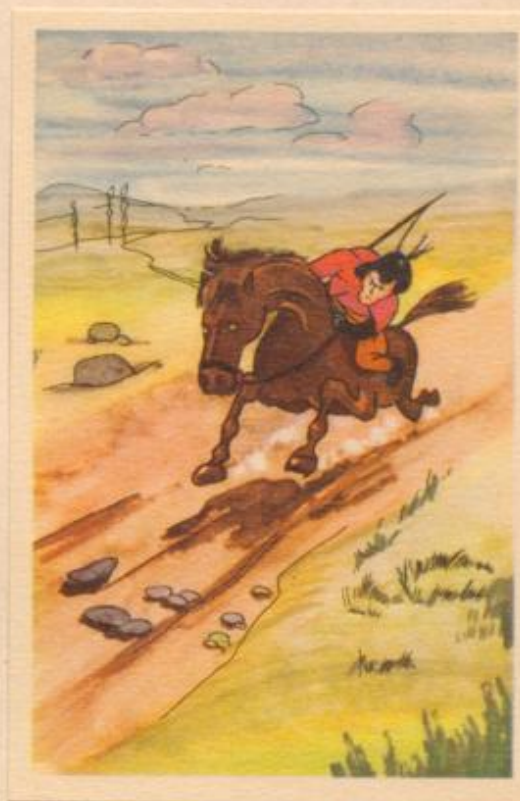


Nach Beendigung dieser Amtshandlung begab Sancho Pansa sich in seinen Palast, setzte sich leise fluchend auf sein Bett und verfiel in ernstes Nachdenken, was wohl am nützlichsten für ihn sei. Ohne jemanden zu beachten, zog er sich schließlich an und ging schweigend in den Stall, um seinen Esel zu satteln. Dann rief er sein Gefolge und den Magistrat zusammen, um eine Abschiedsrede zu halten, in der er erklärte, daß ihm dieses Amt zu beschwerlich sei. Er wolle jetzt zum Herrn Herzog zurückreiten und seinem Herrn Don Quijote wiedersehen, denn, so fügte er hinzu, er eigne sich besser für einen Knappe als für einen Herrscher. Ohne Begleitung ritt er einsam davon über Hügel und Wiesen, im innersten froh, diese Bürde wieder los zu sein.



Kaum war Sancho Pansa wieder bei seinem Ritter angelangt, als dieser schon zum Aufbruch rüstete, um vom Herzogshofe Abschied zu nehmen, denn er fühlte sein Gewissen schlagen, weil er nach seiner Meinung schon viel zu lange untätig gewesen sei und die Pflichten eines fahrenden Ritters verletzt habe. Es war ihm daher gerade recht, daß sein Knappe in diesem Augenblick zurückkehrte, wo er plante, zunächst zum Turnier nach Saragossa zu reiten. Unterwegs jedoch wurden die beiden von einer Räuberbande überfallen, die ihnen übel mitgespielt hätte, wenn nicht der lustige Hauptmann der Rotte eingegriffen hätte, um sich mit den beiden, von denen er schon gehört hatte, einen Spaß zu leisten.

Der Räuberhauptmann tat dem verrückten Ritter gegenüber sehr ehrerbietig und bat ihn um die Ehre, doch seinen Vetter Antonio in Barcelona zu besuchen, weil dieser seit einiger Zeit von furchterregenden Dämonen heimgesucht sei und die Hilfe einer starken Hand nötig habe. Großmütig sagte Don Quijote zu, dem Bedürftigen zur Seite zu stehen. Rasch schrieb der Hauptmann eine kurze Botschaft und schickte seinen verlässlichsten Mann damit nach Barcelona, der in Windeseile die Kunde überbrachte, daß der Ritter von der traurigen Gestalt im Anzuge sei. Der Räuberhauptmann, den der Schalk gepackt hatte, stattete Don Quijote sogar noch aus, damit er würdevoll in Barcelona eintreffe.



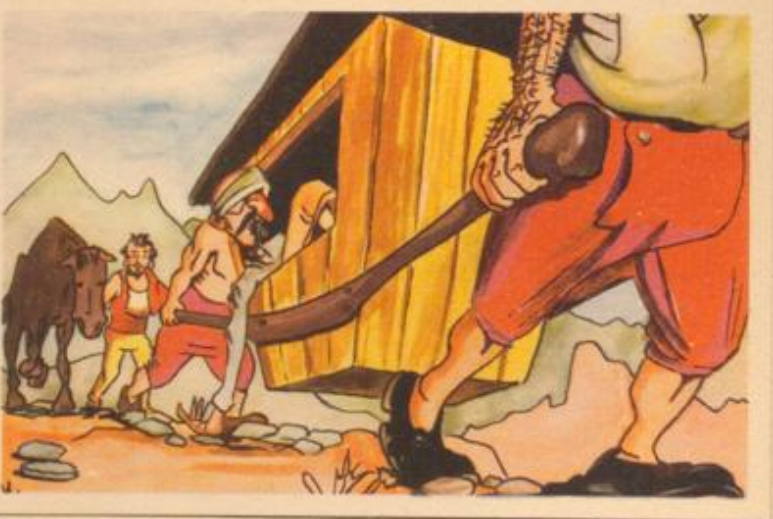
Der Vetter Antonio hatte inzwischen nicht geruht, seine Nachbarn auf die Beine zu bringen, damit sie dem berühmtesten Abenteurer einen lustigen Empfang bereiteten. Als dieser mit seinem Knappen vor den Toren eintraf, wurde er von Don Antonio und vielen vornehm gekleideten Begleitern ehrenvoll begrüßt und sodann in das festlich geschmückte Haus Antonios geleitet, wo ihm zum Preise ein reiches Gastmahl stattfand. Der Ritter fühlte sich gehoben, als er den Jubel der Volksmenge entgegennahm, brannte aber darauf, bald von den Nöten seines Gastgebers zu vernehmen, um seinen bisherigen Ruhmestaten neue hinzuzufügen, ohne daß er dafür andern Dank begehrte als die Huldigung an seine Dame.



Jedoch kam es nicht mehr dazu, denn schon am folgenden Tage ereilte Don Quijote das entscheidende Mißgeschick. Er ritt am Meere entlang, als ein fremder Ritter auf ihn zu sprengte und ihn beleidigte, indem er Dulcinea von Toboso schmähte. Sofort war Don Quijote empört, beide nahmen Abstand voneinander und rannten mit eingelegter Lanze so ungestüm gegeneinander, daß Don Quijote und Rosinante sich gleich im Sande wälzten. Der Sieger, der kein anderer als wieder der Arzt aus Don Quijotes Dorfe war, verlangte, daß dieser auf ein Jahr in seine Heimat zurückkehre, wozu der Ritter nur bereit war, wenn der andere die Schmähung gegen Dulcinea zurücknehme. Da er andernfalls lieber sterben wollte, willigte der Sieger ein und hatte damit sein Ziel diesmal erreicht.



Don Antonio und seine Freunde waren über den Ausgang dieses Kampfes äußerst bestürzt, aber Don Quijote erklärte, daß es für ihn selbstverständlich sei, sein Ritterwort zu halten und ein Jahr von allen Waffentaten abzulassen, zumal Dulcineas Ehre ja gerettet sei. Er wurde in einer Sänfte in Antonios Haus getragen, da Rosinante nicht mehr dazu imstande war. Trübselig blieb Don Quijote im Bette und ließ sich von seinem Knappen trösten, der nun seinerseits alle Schuld der Falschheit des Zauberers Merlin zuschrieb, welcher wohl das noch nicht bezahlte Opfer für die Erlösung Dulcineas verlangte, zugleich aber der Ruhmesbahn des Ritters solche Steine in den Weg legte.



Doch wollte Don Quijote davon nichts wissen, daß Sanchos Pflicht nun nicht mehr erfüllt zu werden brauche. Als er Barcelona ohne Rüstung, sondern im schlichten Reisegewand verlassen hatte, drang er täglich darauf, daß Sancho Pansa sich für die Befreiung Dulcineas geißele. Während der geschlagene Ritter am Rande eines Gehölzes rastete, stellte der Knappe sich hinter einen fernen Baum und schlug mit einem Lederriemen so kräftig auf den Stamm los, daß Don Quijote vom Mitgefühl überwältigt wurde und Sancho befahl, für heute von den Geißelungen abzulassen. Der heuchlerisch stöhnende Knappe sträubte sich dagegen und versprach, sich morgen dafür doppelte Hiebe zu geben.



Nach langer Reise kehrten die beiden Abenteurer in ihr Dorf heim und Don Quijote wurde von seiner Nichte und der Haushälterin wieder mit viel Liebe empfangen. Auch der Pfarrer und der Doktor und der Barbier kamen zur Begrüßung herbei, und Don Quijote erklärte ihnen, daß er das Jahr der Waffenruhe mit Schäferspielen verbringen und Flöte spielen lernen werde. Währenddessen hatte die Frau Sancho Pansas ihren Mann am Arm ergriffen und schleppte ihn in das Haus. Seine Angst vor der Strafpredigt seiner Frau wich jedoch, als er den Duft des Bratens verspürte, den sie zu seiner Heimkehr gerichtet hatte, die um so einträchtiger gefeiert wurde, als er die auf dem Herzogsschlosse eingeheimsten Goldstücke hervorzog.

In Don Quijote schien es allmählich zu dämmern, was für unsinnige Streiche er begangen hatte, und er zog sich still und stiller in seine Behausung und seinen Garten zurück. Er empfing gern die Besuche seiner Freunde und wurde nach und nach von allen Wahngedanken, die die lange Lektüre schauriger Romane in sein Gehirn gepflanzt hatte, frei, so daß er später völlig vernünftig darüber sprechen konnte. Er führte ein gemächliches Dasein und versäumte nicht, Sancho Pansa für die Beschwerden, die er seinetwegen ausgestanden hatte, großmütig zu entschädigen. So verlebte er noch lange Jahre im Segen der wiedergewonnenen geistigen Gesundheit und dachte mit gelassenem Lächeln an seine Ritterzeit zurück.



28: €

MMVI

1955

Wien
Verlag